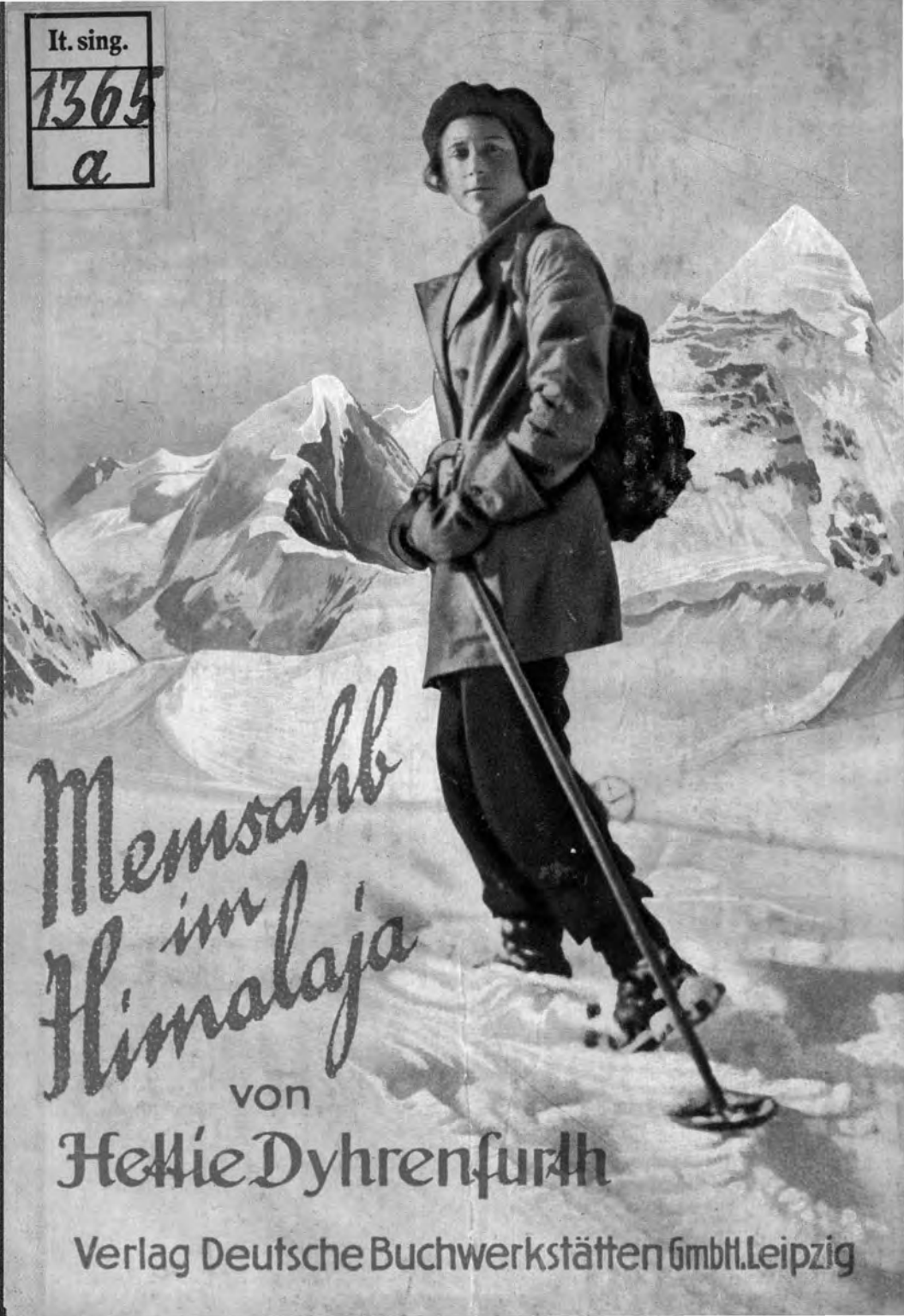
It. sing.
1365
a



Mensahb im Himalaja

von

Hellie Dyhrenfurth

Verlag Deutsche Buchwerkstätten GmbH. Leipzig

MEMSAHB IM HIMALAJA

Die einzige weiße Frau auf der Internationalen Himalaja-Expedition 1930

MEMSAHB IM HIMALAJA

VON

HETTIE DYHRENFURTH

VERLAG DEUTSCHE BUCHWERKSTÄTTEN G.M.B.H.
LEIPZIG 1931

Forh/59/32

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1931 by Deutsche Buchwerkstätten G. m. b. H.
Leipzig

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig

Vorwort

Memsahb — so nennt der Eingeborene in Indien die weiße Frau. Und dieses Buch berichtet von meiner Zeit als Memsahb in Indien, es handelt von einer Frau und ihrer Tätigkeit auf der Himalajaexpedition 1930. Es erzählt die kleinen Erlebnisse unserer großen Fahrt. Ich warne also die Herren Alpinisten ausdrücklich davor; denn was sie suchen, findet sich in einem anderen Buche: das ausführliche Werk über die Expedition, ihre bergsteigerische Arbeit und die wissenschaftlichen Ergebnisse mit Beiträgen aller Teilnehmer und einer Karte des Kangchendzöngagebietes 1 : 100000 erscheint im Herbst 1931 im Verlag August Scherl.

Eigentlich ist es ja eine Frechheit von mir, ein Buch zu schreiben, denn schon Aufsätze waren nie meine starke Seite. Wer sich hier also auf vollendete Form und künstlerische Gestaltung spitzt, der wird schwer enttäuscht werden. Ich kann mich nur an mein Tagebuch halten und erzählen, wie mir der Schnabel gewachsen ist — Ernstes und Heiteres durcheinander. Im übrigen wird der Text ja glücklich durch die Bilder ergänzt, die einen sehr viel besseren Eindruck von der Schönheit des Himalaja vermitteln, als das bloße Wort es vermag. Herzlich danken möchte ich deshalb meinen Kameraden Hoerlin, Kurz, Smythe, Schneider und Wieland für ihre photographischen Beiträge und dem Verlag für die reichliche Ausstattung des Bandes mit Illustrationen.

Zürich, am 28. März 1931

Hettie Dyhrenfurth

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Pläne und Vorbereitungen

Seit seiner Kinderzeit träumte mein Mann vom Himalaja und gelobte sich, ein großer Bergsteiger und Himalajaforscher zu werden. Als ich ihn kennen lernte, — ich war ein vierzehnjähriger Backfisch und er ein junger Student, — erzählte er mir schon von seinen Plänen. Bald darauf verlobten wir uns, heimlich natürlich, und als erstes ließ er mich auf einen hohen Baum klettern, wahrscheinlich, um meine Himalajatauglichkeit auszuprobieren. Mein Bräutigam war mit dieser Kletterleistung zufrieden, meine Mutter weniger; denn mein neues Kleid war voller Harzflecken. In den vier Jahren unserer Verlobungszeit wurden weiter eifrig Pläne geschmiedet, und ich fand erst kürzlich einen Zettel aus dieser Zeit, auf dem mit bewunderungswürdiger Klarheit verzeichnet stand:

„1911 wird geheiratet. 1913 kommt das erste Kind, 1914 die erste Himalajaexpedition, 1915 das zweite Kind, 1916 die nächste Himalajaexpedition, 1917 das dritte Kind, 1918 die dritte Himalajaexpedition." Zu Ihrer Beruhigung: mit den Kindern hat's wirklich programmäßig geklappt. Aber was für Kämpfe und Schwierigkeiten es gab, bis wir voriges Jahr endlich unsere erste Himalajaexpedition machen konnten, das ahnt kein Mensch. Als wir seinerzeit dazu rüsteten, brach der Krieg aus. Dann kamen lange Jahre, in denen es völlig hoffnungslos schien; alles mußte zurückstehen hinter den drückenden Sorgen des Alltags. Und doch vergaß mein Mann auch in diesen trüben Jahren nie seinen Traum. 1926 ließ er sich von dem bekannten Regisseur Dr. Arnold Fanck in Filmregie und Photographie ausbilden, um für den filmischen Teil der künftigen Expeditionsarbeiten gerüstet zu sein. Die Jahre 1927 und 1928 waren von neuen, insbesondere wissenschaftlichen Vorbereitungen und Finanzierungsversuchen erfüllt. Im verarmten Nachkriegsdeutschland für ein solches Unternehmen Geld aufzutreiben, war fast unmöglich. Ende 1928 wandte sich mein Mann an den Hauptausschuß des Deut-

schen und Österreichischen Alpenvereins und reichte auf Grund von mündlichen Vorbesprechungen am 16. Januar 1929 ein Gesuch um Unterstützung einer deutschen Kangchendzönga-Expedition ein. Auch schickte er auf ausdrücklichen Wunsch einen genauen Angriffsplan ein, worin er die verschiedenen Aufstiegsmöglichkeiten gegeneinander abwog, die von der Ostseite, vom Zemugletscher aus, und, falls man vom Maharaja von Nepal die Genehmigung dazu bekommen könnte, die von der Westseite aus. Nach Monaten der Spannung und des Wartens erfuhren wir im Juni, daß eine Münchener Gruppe mit Unterstützung des Alpenvereins nach dem Kangchendzönga gehen werde. Zähne zusammenbeißen und weiter warten! Im Herbst kehrten die Münchener zurück; sie hatten ihr Ziel nicht erreicht. Und wieder begannen neue Verhandlungen. Es gehörten wirklich eiserne Nerven dazu, dieses jahrelange zähe Ringen und die vielen Enttäuschungen auszuhalten. Allein darüber könnte man ein ganzes Buch schreiben. Als in Deutschland alle Versuche fehlgeschlagen waren, vom Alpenverein oder von der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft die nötigen Mittel zu bekommen, entschlossen wir uns am 3. Januar 1930, also sozusagen in letzter Minute, die Expedition international aufzuziehen. Durch die Times in London und den Scherl-Verlag in Berlin wurde sie teilweise finanziert. Dazu trat die Transocean-Film-Co. Berlin, deren Leiter, K. J. Fritzsche, selbst guter Sportsmann, Skiläufer und Naturfreund, als einziger von der ganzen deutschen Filmindustrie den Mut hatte, sich an einem (bei der „Branche" wenig beliebten) großen Kultur- und Expeditionsfilm auch finanziell zu beteiligen. Ferner gab die Sektion Schwaben des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins in höchst dankenswerterweise einen größeren Zuschuß, um ihrem Mitgliede Hermann Hoerlin die Teilnahme zu ermöglichen. Im Suvrettahotel in St. Moritz trafen sich die Expeditionsteilnehmer:

Fünf Deutsche: nämlich mein Mann und ich, die beiden Schwaben Hermann Hoerlin und Dipl.-Ing. Ulrich Wieland, Stabsarzt Dr. Helmuth Richter, Breslau, Arzt und Berichterstatter für Scherl.

Ein Deutschösterreicher: Erwin Schneider, Tirol.

Zwei Schweizer: Marcel Kurz als Topograph und Charles Duvanel, der Kameramann.

Ein Engländer: Frank Smythe, Berichterstatter der Times.

Um am 24. Februar mit dem Lloyd Triestino starten zu können, mußte das Expeditionsgut schon Ende Januar versandbereit in München liegen. Die alpine Ausrüstung hatte mein Mann schon vorher ganz genau beim Sporthaus Schuster in München durchgesprochen und ausgesucht, so daß nach telegraphischem Auftrag alles sofort in Arbeit gegeben werden konnte. Mit rührender Sorgfalt beaufsichtigten die Herren Schuster und Rother alles bis ins kleinste, es wurde zur rechten Zeit fertig, und trotz der Eile war die Ausrüstung mustergültig.

Aber es mußten auch Nahrungsmittel, wissenschaftliche Instrumente, photographische und filmische Ausrüstung und tausend andere Dinge angeschafft werden. Wer noch keine Expedition ausgerüstet hat, kann sich unmöglich eine rechte Vorstellung davon machen, was es heißt, für zehn Personen sich alles ganz genau auszudenken und einzukaufen. Und dabei nicht einmal einen Monat Zeit! Es wäre einfach unmöglich gewesen, wenn nicht unser lieber Freund, Herr Dr. h. c. Willy Rickmer Rickmers, uns in uneigennützigster Weise geraten und seine wirklich einzigartige, bis in die kleinste Einzelheit ausgearbeitete Expeditionsausrüstungsliste zur Verfügung gestellt hätte. Aber trotz allem waren diese letzten Wochen vor der Expedition wohl das Anstrengendste, was ich je mitgemacht habe, und daß wir's überhaupt geschafft haben, erfüllt mich mit viel größerem Stolz als meine 6120 Meter, die den anderen Menschen so interessant erscheinen. Es ging nur, indem wir oft buchstäblich Tag und Nacht arbeiteten, durchschnittlich 18—19 Stunden täglich. Die Nachtruhe war also einigermaßen kurz und endete meist um vier und fünf Uhr morgens. Was gab es nicht alles zu schreiben! Schon die vielen Fragen der Expeditionsteilnehmer, die in allen Ländern verteilt saßen, mußten beantwortet werden. Und dann das Bestellen der Waren! Wir hatten ja nicht etwa Überfluß an Geld, so daß wir einfach bestellen konnten, sondern wir mußten im Gegenteil sehen, alles so gut, aber auch so billig wie möglich zu bekommen. Das bedeutete Offerten einziehen, Preise vergleichen, Fragen und Rückfragen, — eine unsagbar mühsame Kleinarbeit. Viele deutsche und schweizer Firmen, deren Namen ich später als kleines Zeichen

meines Dankes anführe, hatten glücklicherweise volles Verständnis für unser Unternehmen und unterstützten uns nicht nur durch großzügige Spenden, sondern berieten mich in jeder Weise geradezu freundschaftlich. Mein Mann hatte sehr viel in Deutschland mit Film und Finanzierung zu tun, so daß ich einen großen Teil der Korrespondenz allein erledigen mußte. Als er sich später meine „Geschäftsbriefe" ansah, amüsierte er sich köstlich; denn mein kaufmännischer Stil ließ zwar sehr zu wünschen übrig, dafür aber hatte ich mit den meisten Firmen Freundschaft geschlossen, und lange, herzliche Briefe gingen hin und her.

Rat und Hilfe danke ich den Firmen:

Alpursa, Bießenhofen, Milch.
Andersen, Hamburg, Seile.
Austria, Zürich, Zigaretten.
Bahlsen, Hannover, Keks.
Balke & Schaaf, Solingen, Haarschneidemaschinen.
Bally, Bergschuhe.
Barthel, Dresden, Petroleumkocher.
Beiersdorf, Hamburg, Niveacreme.
Boehringer Söhne, Medizin.
Büchi, Bern, Optische Instrumente.
Braun, Hamburg, Rum.
Chemische Industrie, Basel, Medikamente.
Chemisch-Pharmazeutische-A.G., Medikamente.
Dallmann & Co., Wiesbaden, Kolatabletten.
Doelker, Zürich, Bergschuhe.
Draegerwerk, Lübeck, Sauerstoffgerät.
Elida-A.G., Leipzig, Seife, Schampoon.
Feldmühle, Papier.
Füssen, Hanfwerke, Seile.
Goshawk, Zürich, Photohandlung.
Gräfe, Altona-Ottensen, Fischkonserven.
Grünzweig, Landshut, Rucksackstützen.
Haas, Mannheim, Essiggurken.
Haag, Kaffee.
Hartmann, Heidenheim, Verbandstoffe.
Haselbach, Namslau, Brauerei.
Herz, G.m.b.H., Sonthofen, Käse.
Henkel, Düsseldorf, Persil.
Hildebrand & Sohn, Berlin, Schokolade.
Iselin, Oberst, Kilchberg, Aluminiumschaufeln.

Import-A.G., Luzern, Orangeade, Punschessenz.
Inhabad-Ges., Berlin, Sauerstoffgerät.
Junghans-A.G., Schramberg, Uhren.
Jelmoli, Warenhaus, Zürich.
Kitzingen, Nährmittelwerk, Honig, Likör.
Knorr, Heilbronn, Teigwaren.
Krafts Knäckebrot.
Krause-Medico-Ges., München, Medikamente.
Kupferberg-Gold, Sekt.
Lactowerk, Horchheim, Eikonserven.
Lenzburg, Fleisch- und Gemüsekonserven.
Lindström, Berlin, Grammophon.
Lloyd Triestino.
Longines, St. Imier, Chronometer.
Lüneburg, Saline, Jodsalz.
Mader, Nürnberg, Optimexkompaß.
Maggi, Suppen.
Manoli, Zigaretten.
Matscheko, Fürth, Schneebrillen.
Meta-Ges., Basel.
Merk, Darmstadt, Medikamente.
Merz-Werke, Frankfurt a. M., Schreibmaschine, Schneebrillen.
Nestlé, Vevey, Schokolade, Milch.
Nier, Beierfeld, Feuerhandlaternen.
Oetker, Dr., Bielefeld, Puddingpulver.
Reichard, Hamburg, Schokolade.
Rytz, Laupen, Zwieback.
Schachenmayr, Salach, Nomottapullover.
Schmid, Solingen, Messer.
Schülke & Meyer, Hamburg, Seife, Hinds Mandelcreme.
Sigg, Frauenfeld, Aluminiumgeschirr, Arta-Dampftopf.
Singewald, Leipzig-Leutzsch, Tropenkoffer.
Staub, Zürich, Pickel, Skier.
Suchard, Schokolade, Kakao.
Scholl, Gebr., Zürich, Papier.
Schroeder, Genf, Chlorodont.
Ter Meer & Weymar, Kleinheubach, Obstkonserven, Marmelade.
Tobler, H., Zürich, Haarsandalen.
Trende, Hamburg, Cornflakes, Rice crispies.

Wagner, Hannover, Tintentabletten.
Waltisbühl, Zürich, Remington-Portable.
Wander-A.G., Dr., Bern, Ovomaltine.
Weck & Stamm, Weyer bei Solingen, Scheren.
Zimmer, Chininfabrik.

Viel Dank schulden wir auch General Hon. C. G. Bruce, Colonel Strutt, London, und Herrn Willy Staepel, Zürich, die uns mit Rat und Tat halfen. Unsere Freunde Feit, Hauschild, Hilber und v. Pommer-Esche unterstützten uns durch Brockensammlung und Spendenwerbung.

Wenn ich hier allen danke, die uns geholfen und unsere Expedition unterstützt haben, so darf ich einen nicht vergessen, ohne dessen Hilfe ich die Expedition überhaupt nicht hätte mitmachen können — meinen Jugendfreund, den Chirurgen Professor Schück, Direktor des Urbankrankenhauses in Berlin. Bei einer schweren Kletterei in den Ostalpen hatte ich mir eine Knieverletzung zugezogen, die mir Skilaufen und Bergsteigen unmöglich machte und mich auch beim Tennis stark behinderte. Zwei Jahre quälte ich mich damit und war bei neun Ärzten, die sich alle nicht einig waren, ob man eine Operation wagen solle oder nicht. Schließlich kam ich nach Berlin, wo Franz Schück mit mir alle chirurgischen Koryphäen konsultierte. Als der letzte erklärte: „Zur Operation kann ich nicht raten; sie ist zu gefährlich, und ich würde an Ihrer Stelle lieber allen Sport aufgeben!", sagte mein Freund nachher: „Morgen operiere ich dich selber!" Es gehörte großer Schneid und Vertrauen in seine ärztliche Kunst zu diesem Entschluß, aber die glücklich durchgeführte Himalajaexpedition, die schon an gesunde Kniee harte Anforderungen stellte, ist wohl der beste Beweis für das Gelingen der Operation.

Von vielen habe ich gehört, es wäre unverantwortlich von mir gewesen, meine Kinder im Stich zu lassen und aus reiner Abenteuerlust die Expedition mitzumachen. Wohl selten ist ein ungerechterer Vorwurf gemacht worden. In all den Jahren, die ich mit meinem Mann für die Verwirklichung seiner Pläne kämpfte, war ich mir immer bewußt, daß für mich diese Expedition etwas Furchtbares bedeutete. Ich war ja nicht mehr der vergnügte Backfisch von einst, der sich nichts Schöneres denken konnte, als mit dem geliebten Mann Gefahren und Abenteuer zu er-

leben. Ich war ja Mutter geworden und restlos glücklich mit meinen drei Kindern. Kein Land der Welt und kein noch so schöner Berg könnte mir das Zusammensein mit ihnen ersetzen. Aber als die Expedition feststand, war mir klar, daß ich mitgehen mußte. Meine Kinder waren in guter Obhut bei den Großeltern und einer lieben Freundin unserer Familie, während mein Mann in Gefahr war und meine Hilfe brauchen konnte. Doch es war ein unsagbar schwerer Entschluß für mich. Ich bin ja absolut nicht eine kühne, abenteuerlustige Frau voll bergsteigerischen Ehrgeizes und Rekordsucht. Bergsteigen habe ich mehr meinem Manne zuliebe betrieben; die Hochzeitsreise schon führte uns aufs Matterhorn, und wir haben viele große und schwere Touren zusammen gemacht. Aber mein Lieblingssport ist Tennis. Auch da bin ich von Rekordsucht weit entfernt und kann mich zum Kummer meines Mannes, der sehr ehrgeizig für mich ist, nur höchst selten zu Turnieren entschließen, — das Spiel an sich macht mir viel mehr Freude. Viele meiner Tennisbekannten halten mich für etwas blödsinnig; denn ich habe es noch immer nicht gelernt, mich zu freuen, wenn ein Gegner gestrichen wird, wenn ein Ball zu meinen Gunsten verschiedsrichtert wird, oder wenn der Gegner durch einen vorangegangenen schweren Kampf ermüdet ist und dadurch nicht erstklassig spielt. Ich bin glücklich wie ein Kind, wenn ich gut spiele, ganz gleich, ob ich gewinne oder verliere. Es hat aber schon viele Spiele gegeben, die ich verschenkte, obwohl ich im Gewinnen war, wenn ich nämlich schlecht spielte und fand, daß meine Gegnerin es mehr verdiente oder aber, wenn die Gegnerin oder der Gegner nicht fair spielte. Meine „prominenten" Freundinnen und Freunde, Paula von Resniczek, Ilse Friedleben, Toni Richter, Erika de Lacroix, Ofan, Demasius, Menzel und mein lieber Partner Fabbricotti, haben mich schon oft so schwer beschimpft wegen meiner falschen Einstellung zum Turnierspielen, daß ich versuchen will, mich zu bessern.

Ausreise

Die letzten Wochen vor unserer Ausreise waren so anstrengend, daß wir immer stöhnten: „Wenn wir nur erst unterwegs wären! So hart kann ja nicht einmal die Be-

steigung des Kangchendzönga sein!" Am 24. Februar 1930 starteten wir von Venedig auf dem schönen „Gange" des Lloyd Triestino. Während der Seefahrt hoffte ich mich gründlich von allen Strapazen zu erholen, aber es gelang mir nicht restlos. Jeden Morgen um ½7 Uhr wurde ich roh geweckt, und ehe die anderen Passagiere aufstanden, trainierten wir im Gymnastiksaal und machten Dauerlauf um das ganze Deck, — ein etwas schweißtreibendes Vergnügen im Roten Meer und Indischen Ozean. Der Gedanke dieses Trainings war an sich richtig, nur hatten wir nicht mit den Tropen gerechnet. Ich war nach diesen morgendlichen Übungen immer vollkommen erschöpft und hörte erst viel später von den Engländern, daß man in den Tropen stets nur nach Sonnenuntergang Sport treiben dürfe. Meinen Herren bekam es aber gut, und sie entwickelten alle einen Appetit, daß ich mich manchmal meiner Kavaliere schämte. Nicht nur, daß die Speisekarte selbstverständlich von A bis Z durchprobiert wurde, sondern sie bestellten die Nachspeise meistens zweimal; beim dritten Male genierten sie sich doch manchmal und forderten keusch: „a cup for the lady" (noch ein Eis für die Dame!).

Viel Zeit verging auch mit dem Filmen. Vergeblich beschwor ich unseren Kameramann, Charles Duvanel, Lausanne, mich doch ja nur von hinten zu filmen. Es nützte mir nichts, sogar Großaufnahmen wurden von mir gemacht. Und dabei weiß ich doch zu genau, daß Schönheit mein geringster Fehler ist. Darüber tröstete mich auch Duvanel nicht, der mir in einer wenig glücklichen Übersetzung aus seiner französischen Muttersprache das völlig ernstgemeinte Kompliment machte: „Aber du bist doch so schön scharf!" Mit dieser nicht gerade geschickten Formulierung meinte er, daß mein energisches Gesicht zum Expeditionsfilm besser passe als die schönen weichen Züge der meisten Filmdiven.

Einmal mußten wir alle zum Filmen auf den Mast klettern, ein anderes Mal ich allein. Auf den im Winde schwankenden Strickleitern mit reizvollen Tiefblicken auf das schäumende Wasser war mir nicht allzuwohl. Inzwischen kurbelte mein Scheusal von Mann die reizvollsten Hochblicke; denn mein Tenniskleid schlug mir bei dem Sturm fast überm Kopf zusammen. Glücklicherweise wurde diese geniale Filmszene aber von der „Zensur" her-

ausgeschnitten. Die unangenehmste Filmszenerie war das kleine Schwimmbad auf Deck. Dort lebte sich Duvanel geradezu aus und ließ uns eine Stunde im Wasser zappeln. Blaugefroren, die Augen voll beißenden Salzwassers, mußten wir immer wieder eine Szene wiederholen, bis unser strenger Kameramann zufrieden war. Zu meiner besonderen Freude hatten sich natürlich alle Passagiere bei diesem seltenen Volksfest eingefunden.

Mein lieber Freund Stabsarzt Dr. Richter war unser Arzt und Berichterstatter für die deutsche Presse. Glücklich, eine Sekretärin immer bei der Hand zu haben, hätte er mir am liebsten den ganzen Tag diktiert. In den Kabinen war es unerträglich heiß, auf Deck waren wir aber nicht einen Augenblick ungestört; denn wir Expeditionsteilnehmer waren doch bekannt wie die bunten Hunde. Richter und ich saßen nun in einer Art Veranda in eifrigster Arbeit, aber jeder, der vorüberging, versuchte sich mit mir zu unterhalten, mindestens in Augensprache. Mein strenger Chef tobte und warf den Vorbeigehenden Wutblicke zu, was sie aber nur belustigte. Einer riet mir, Richter totzuschießen, ein anderer, ihn zusammen mit der Schreibmaschine ins Wasser zu werfen, damit ich frei würde und ein bißchen mit ihnen flirten könnte. Hatte Richter sich aber endlich ausgeschrieben, und ich freute mich auf meine wohlverdiente Ruhe im Liegestuhl, so erschien mein Gatte mit irgendeiner neuen Bekanntschaft, Engländern oder Indern, mit denen ich mich geistvoll unterhalten sollte. Als er mir aber einmal sogar den Patriarchen von Jerusalem anbringen wollte, streikte ich und erklärte energisch, mein Bedarf an Männern wäre jetzt reichlich gedeckt.

Täglich nahm ich bei einem jungen Inder Hindustanistunden, für die ich mich natürlich auch vorbereiten mußte. Mein Tag war also wirklich ausgefüllt. Abends wurde getanzt, und ich tanzte natürlich auch mit den Indern. Darauf erklärte mir Smythe, daß es für eine Lady unmöglich sei, mit „coloured people" zu tanzen. Weil ich die wirklich sehr netten Inder nicht beleidigen wollte, blieb mir nichts Anderes übrig, als den Tanzsaal zu meiden. Mir war Smythes Standpunkt ganz unverständlich; denn unter den gebildeten Indern findet man hochinteressante, feine und kluge Menschen. An ihrer Ritterlichkeit könnte sich

mancher Europäer ein Beispiel nehmen. So hörte ich einmal ein paar Inder beim Decktennis auch untereinander englisch sprechen. Als ich sie nach dem Grunde fragte, meinten sie: „Es würde uns sehr unhöflich scheinen, in einer Sprache zu reden, welche die anderen nicht verstehen."

In Bombay fanden wir die telegraphische Nachricht vor, daß sich nun auch der Hauptausschuß des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins in dankenswerter Weise entschlossen hatte, einen Kostenzuschuß für Hoerlin und Schneider zu geben. Wir freuten uns sehr darüber.

Bei der Gepäckabfertigung wurde ich überaus herzlich begrüßt. Ein junger indischer Offizier wurde mir zugeteilt, der mit mir von Behörde zu Behörde fuhr und alle Formalitäten für mich erledigte. Immer wieder versicherte er mir, wie sehr Indien sich freute, unsere Expedition empfangen zu können. Man würde alles tun, um uns den Aufenthalt so schön wie möglich zu machen. Während unserer Wagenfahrten saß ich im Fonds unter einem Verdeck und der Offizier mir gegenüber in grellster Sonne. Vergeblich forderte ich ihn auf, sich auch unter das Verdeck zu setzen; ich hatte direkt Angst, er bekäme den Hitzschlag. Er erklärte mir nur, er hätte von frühester Jugend an gelernt, daß man die Frauen ehren müßte. Er sagte „die Frauen", und doch glaube ich nicht recht, daß er die indischen Frauen in diesen Begriff mit einbezog. Ich habe wenig indische Frauen kennengelernt, habe mich auch mit keiner allein unterhalten, daher will ich mit meinem Urteil vorsichtig sein. Mir schien es, als ob die indische Frau nur Gebärmaschine ist, zu nichts Anderem geschaffen, als Kinder zu bekommen und zu pflegen. Mit fünfundzwanzig Jahren ist sie alt und verbraucht. Es ist ja bekannt, daß erst vor gar nicht langer Zeit die Engländer unter größten Schwierigkeiten die Witwenverbrennung abgeschafft haben. Auch die Kinderehen sind erst dieses Jahr gesetzlich verboten worden. Bis dahin heirateten schon sechsjährige Kinder. Starb nun zum Beispiel der Ehemann mit zehn Jahren, so konnte die kleine Frau nie wieder heiraten, und die Witwenverbrennung war nur eine höchst logische und noch dazu fromme Art, die Überzahl holder Weiblichkeit loszuwerden.

Um nun für Europa das Problem des Frauenüberschus-

ses auf eine weniger barbarische Weise zu lösen, schlage ich vor, unsere überzähligen Frauen nach Indien zu exportieren. Noch nie in meinem Leben bin ich so verwöhnt worden wie drüben. Dort herrscht ein solcher Frauenmangel unter den Europäern, daß sich um jede weiße Frau durchschnittlich zehn Herren bemühen und die Heiratschancen enorm sind.

Indien

Es ist schon so viel Schönes und Kluges über Indien und seine Kunst geschrieben worden, daß es vermessen von mir wäre, darüber Eigenes zu berichten. Ich will nur kurz unsere Reiseroute und meine persönlichen Eindrücke dabei skizzieren.

Zunächst Bombay! Nachdem sich siebzehn Reporter und zahlreiche Photographen auf uns gestürzt haben, verlassen wir das Schiff und gehen in die große Gepäckhalle zur Zollrevision. Eine Unmasse von Menschen in allen Schattierungen schreit durcheinander, — ein Höllenlärm! Zunächst verstehe ich überhaupt nichts, erst langsam gewöhnt sich das Ohr an die neuen Laute, und ich merke, daß es Englisch sein soll. Aber es dauert eine Weile, bis man diese merkwürdig veränderten Worte versteht. Zu unserer großen Freude war unser ganzes Expeditionsgepäck zollfrei erklärt worden, und wir können sofort ins Hotel. Dort fällt einem zunächst das völlige Fehlen weiblicher Dienstboten auf; nur dunkelhäutige Hindus huschen lautlos in den Gängen umher. Früh um sieben bringt der Boy das Chota hasri (kleines Frühstück, aus Obst und Tee bestehend) ans Bett und entfernt das in der Nacht notwendige Moskitonetz. Nach dem Bad nimmt man das zweite Frühstück, das unserem ersten entspricht. Mittag- und Abendessen sind europäisch, aber selbst im besten Hotel nie erstklassig. Man hat wenig Abwechslung, und fast täglich gibt es Huhn mit Reis und Curry. Wenn man diesen nichtsahnend zu sich nimmt, so glaubt man sein letztes Stündlein gekommen; es beißt wie Feuer, die Augen quellen einem förmlich heraus. Erst langsam lernt der Europäer den Curry vorsichtig zu dosieren; dann schmeckt es ganz reizvoll.

Bombay ist eine moderne Großstadt, herrlich am Meer

gelegen. Wir fuhren zum Malabar Hill, wo die Villen der reichen Europäer, Parsen und Inder liegen, — zum Teil richtige Paläste aus Marmor. Alle Augenblicke sagte der Führer: „Rich man, very rich man"; man hatte das Gefühl, in Bombay lebten nur „sehr reiche Männer". Daneben aber drängten sich wieder die engen Eingeborenenviertel mit ihrem bunten Gewimmel von Indern aller Rassen und Schattierungen und — die Quartiere der Parias!

Dann fuhren wir zu den Türmen des Schweigens, in denen die Parsen, eine Sekte von Feueranbetern, die Leiber ihrer Verstorbenen aussetzen, um den Geiern die Vernichtung zu überlassen. Furchtbar ist dieser Ort; den ganzen Tag lastete dieser unheimliche Eindruck auf mir. Auf einem Hügel inmitten schöner Vegetation liegen drei große runde, oben offene Gebäude. Auf den Bäumen und den Mauern sitzen Hunderte von Riesengeiern und warten auf ihre Opfer. Früh um neun und abends um fünf kommen die Leichenzüge; nur ausgewählte Priester dürfen sie begleiten. Durch eine Tür in der Mauer werden die Leichen hineingeschoben, die Geier stürzen sich darauf, und binnen wenigen Minuten sollen nur noch die Knochen übrig sein. Ich fragte den Führer, wie er denn das Leben an diesem Ort des Schreckens aushalten könne; doch er sagte lachend: „Es ist ganz schön hier oben, und die Art unserer Bestattung ist doch besser, als wenn die Würmer einen benagen. Außerdem tun wir noch ein gutes Werk und ernähren die Geier."

In Europa waren mir Wunderdinge über die herrlichen Eisenbahnen in Indien erzählt worden. Dort sei das Reisen direkt ein Vergnügen, und zwar beginne der richtige Genuß erst nach achtundvierzig Stunden und mehr. Also so schön fand ich's nicht! Gerechterweise will ich aber erst die Vorteile der indischen Bahnen aufzählen. Die Abteile erster Klasse sind viel geräumiger als bei uns und trotzdem nur für höchstens vier Personen, die zweiter Klasse für sechs Personen eingerichtet. Sie dienen als Wohn- und Schlafraum zugleich. Die einander gegenüberstehenden Ledersofas, paarweise übereinander angeordnet, werden bei Nacht als Betten benutzt. Man hat so viel Platz, daß man sein gesamtes Gepäck ins Coupé nehmen kann. Zu jedem Abteil gehört eine eigene Toilette mit Waschtisch und sogar mit Dusche! Jeder Reisende muß sich selbst

Laken, Kissen und Decke mitbringen. Wieviel Briefe hatte ich vor der Expedition geschrieben, um festzustellen, was von diesen Dingen jeder Expeditionsteilnehmer anzuschaffen hatte, und was ich noch besorgen mußte! In Venedig hatte es meiner ganzen Überredungskünste bedurft, um den Verkäufer zu überzeugen, daß die Decken nicht „per l'amore", also zweischläfrig, sondern höchst prosaisch und schmal nur für die Reise sein sollten. Als ich auf der Fahrt Bombay—Delhi abends unser erstes Lager zurechtmachen wollte, stellte sich zu unserem Schreck heraus, daß der einen Tag vorausgefahrene Smythe aus Versehen meines Mannes und mein Nachtzeug mit eingepackt hatte. Dem guten Smythe (er schwebt immer in höheren Regionen und ist ein Nonplusultra an Vergeßlichkeit) werden die Ohren geklungen haben, als wir uns fluchend aus Wäsche und Bademänteln ein kümmerliches Lager bereiteten.

Ein entschiedener Nachteil in Indien ist, daß es nur wenige Abteile erster Klasse für zwei Personen gibt. In unserem Falle war die Sache nicht so schlimm, da ich ja immer mit den Expeditionskameraden reiste. Wenn man dieses Glück aber nicht hat, muß sich auch ein Ehepaar darauf gefaßt machen, noch zwei fremde Herren in Kauf zu nehmen. Weiße Frauen reisen in Indien nur verschwindend wenig. Der eigene Waschraum in den Abteilen ist einfach lebensnotwendig; denn von dem Schmutz und Staub der indischen Bahnen, besonders in der Vormonsunzeit, kann man sich hier überhaupt keinen Begriff machen. Binnen einer halben Stunde ist man einfach schwarz. Wir haben immer wieder geduscht, aber es nützte herzlich wenig; in kurzer Zeit war man wieder völlig durchschwitzt, und mein Tenniskleid und die hellen Tropenanzüge der Herren glichen Trauergewändern. Als Trost ließen wir unser Reisegrammophon spielen, aber nach sechsunddreißig Stunden verliert auch: „Am Sonntag will mein Süßer mit mir segeln gehn" seinen Reiz.

Verspätung ist normal, eine Stunde ist das mindeste. Oft gehen die Hauptzüge nachts ab, und so saßen wir wiederholt noch nach Mitternacht auf unseren sechsundzwanzig Gepäckstücken und warteten auf den Zug. Eines schönen Abends fuhren wir von Delhi nach Agra, wo wir um Mitternacht ankommen sollten. Da der Zug diesmal eine besonders große und noch dauernd zunehmende Verspä-

tung hatte, war es unmöglich, die voraussichtliche Ankunftszeit auch nur schätzungsweise festzustellen. Wir baten deshalb den Schaffner, uns eine Viertelstunde vor Agra zu wecken, und legten uns beruhigt schlafen. Plötzlich wurden wir aus süßem Schlummer durch wildes Geschrei und Klopfen geweckt. Agra, Agra! Zwei Uhr nachts! Schlaftrunken taumelten wir durcheinander, zogen uns in aller Hast wenigstens das Notwendigste an und warfen unser unübersehbares Gepäck und zuletzt uns selbst auf den Bahnsteig.

Langsam klang die Erregung ab. Es war Vollmond, und wir beschlossen einstimmig, sofort zum Taj Mahal zu fahren. Erst ging es durch eine nachtdunkle Halle, dann öffnete sich ein breites Tor, und auf einmal lag im Vollmondschein ein überirdisch schöner Bau vor uns, „das Grabmal einer großen Liebe". Schah Jehan, der größte Bauherr des Islam, hat es seiner Lieblingsfrau Mumtaz-i-Mahal zum Gedächtnis errichtet. Viel Schönes habe ich schon in meinem Leben gesehen, aber diese Nacht wird mir immer unvergeßlich bleiben!

Unser englisches Expeditionsmitglied erklärte allerdings, sein stärkster Eindruck von Agra sei gewesen, als ich, roh geweckt, plötzlich im rosa Hemd auf dem Bahnsteig dastand. Leider mußte ich ihm auch diese überwältigende Erinnerung rauben; das vermeintliche Hemd war ein höchst sittsames Unterkleid gewesen.

In Delhi müßte man mindestens vierzehn Tage bleiben, so viel Interessantes gibt es zu sehen. Wir hatten nur drei Tage Zeit, aber mit sportlichem Ehrgeiz wurde versucht, trotzdem alles zu besichtigen. Besonders mein Mann und Dr. Richter waren unermüdlich, während ich mich durch die ungewohnte Hitze so elend fühlte, daß ich nicht den rechten Genuß hatte. Als wir einen Morgen wieder mal siebzehn Tempel und Paläste absolviert hatten, streikte ich und fuhr ins Hotel. Fast vierzig Grad Fieber und Dysentrieerscheinungen waren die Folge des zu eifrigen Kunstgenusses in den Tropen. Nach zwei Tagen konnte ich wieder aufstehen dank der rührenden Pflege von Miß Hotz, der Besitzerin des reizenden Cecilhotels. Sie hatte kurze Zeit vorher eine Schwester am Hitzschlag verloren und war infolgedessen doppelt besorgt um mich.

Am Schlusse unseres Aufenthaltes in Delhi erfuhren wir

die hohe Ehre, vom Vizekönig von Indien, Lord Irwin, als einzige Gäste zum Lunch geladen zu werden. Die hohen Herrschaften waren äußerst liebenswürdig und interessierten sich lebhaft für unsere Expedition. Überall unterstützten uns die englischen Behörden in der großzügigsten Weise, Feldmarschall Birdwood stellte uns sogar einen Gurkha (Unteroffizier) für die Expedition zur Verfügung.

Eigenartig, aber nicht schön fand ich Benares. Viele Tausende von Männern und Frauen strömen täglich herbei, um im Heiligen Strom zu baden. Wir fuhren auf einem großen Hausboot den Ganges entlang und konnten die religiösen Zeremonien der Badenden gut beobachten. Meist begießen diese sich mit dem heiligen Wasser oder tauchen unter. Einige murmeln verzückt ihre Gebete und trinken sogar. Mir wurde ganz schlecht, als ich sah, daß sie nicht nur sich, sondern auch ihre meist recht schmutzigen Gewänder in dem Wasser waschen; zwei Hundeleichen schwammen auch herum; es ist also kein Wunder, wenn bei dieser Ausübung der Frömmigkeit die Seuchen in Indien nie aufhören.

In Kalkutta wurden wir vom deutschen Vizekonsul Dr. Eberl und von den Herren des Himalayan Club Shebbeare und Gourlay aufs herzlichste empfangen und in jeder Weise unterstützt. Dr. Eberl wollte seine Urlaubszeit dazu benutzen, um uns eine Weile das Geleit zu geben. Außerdem schlossen sich uns noch Mr. John Hannah und Mr. George Wood Johnson vom Himalayan Club an, die der Expedition besonders durch ihre Kenntnis des Nepali wertvolle Dienste leisteten. In Darjeeling hatte sich der Sekretär des Himalayan Club Colonel Tobin uns als Transportleiter in liebenswürdigster Weise zur Verfügung gestellt. Im Everesthotel fanden wir ausgezeichnete Unterkunft, in der Nähe des Hotels wurde ein Lagerraum gemietet, und dort begann meine eigentliche Tätigkeit.

Das Packfest

Darjeeling ist die letzte Eisenbahnstation; von hier aus mußte unser gesamtes Expeditionsgepäck auf Trägerrücken weiterbefördert werden. Alles mußte also umgepackt und zu Trägerlasten abgewogen werden. Wer vor dem Ver-

reisen mißmutig seine zwei bis drei Koffer packt, denke einen Augenblick daran, daß ich in Darjeeling etwa dreihundert Lasten zurechtmachen mußte; dann wird ihm wieder wohler werden. Mit dem Packen allein war's nicht getan, das Zeitraubendste war das Abwiegen — jede Trägerlast 27 Kilogramm. Zum Beispiel bestand eine Last aus: 1 Schlafsacküberzug, 2 Daunenschlafsäcke, 1 Maggikiste; oder: 5 Säcke Zucker, 2 Korkmatratzen, 1 Wäschesack; oder: 1 Gummimatratze, 1 Korkmatratze, 2 Säcke Zucker usw. Für den Anmarsch stellte ich zwanzig Lebensmittelkisten zusammen, die für jeden Tag das Notwendigste für dreizehn Personen enthalten sollten. Als es mir zu langweilig wurde, ließ ich den mir helfenden Koch mal allein packen. Glücklicherweise kam ich aber gerade dazu, als er eifrig die Waschseife zu den Lebensmitteln legen wollte. Jeder Gegenstand, jede Konserve mußte in Listen eingetragen werden; denn mir unterstand ja das Proviant- und Gepäckwesen, ich mußte nachher doch immer von jedem Gegenstand genau wissen, in welcher der dreihundert Lasten er sich befand. Viel einfacher wäre es gewesen, wenn ich alles in Ruhe in Europa hätte packen können, aber leider war das ja der kurzen Vorbereitungszeit wegen ganz unmöglich gewesen. So habe ich dort mit meinem braven Koch Tenchodar vom 25. März bis zu unserem Start am 7. April rastlos von früh bis abends gepackt, und wenn mir nicht in den letzten Tagen die inzwischen eingetroffene Jungmannschaft der I. H. E.[1]) Wieland, Hoerlin, Schneider und Wood Johnson tatkräftigst geholfen hätte, säße ich wohl noch heute im Packraum von Darjeeling. Seit unserer Ankunft strömten die Männer herbei, um sich als Träger anwerben zu lassen. Gleich wollten sie mir beim Packen helfen, aber das war aus „akustischen" Gründen unmöglich. Im geschlossenen Raum war ihr Eigengeruch, oder vielmehr der ihrer Kleider, dermaßen betäubend, daß ich fürchtete, ohnmächtig zu werden. Ein junger Mensch verehrte mich glühend, stellte sich immer dicht neben mich und sah mich bewundernd an. Der stank aber gerade am allermeisten; es war einfach nicht auszuhalten. Ich schickte ihn immer mit Aufträgen fort, aber in Windeseile kam er zurück und stank weiter. Mit den Leuten kam ich

[1]) I. H. E. = Internationale Himalaja-Expedition.

glänzend aus; ich hatte zwar zu meinem Kummer gemerkt, daß mein eifriges Hindustanistudium mir gar nichts nützte, da unsere Träger Tibetaner oder Nepalesen waren, aber mit englischen Brocken, Zeichensprache und Vergnügtsein erreichte ich alles.

Der Aufbruch

Vor unserem Abmarsch gab es viel Arbeit für Dr. Richter. Erst mußten die Träger genau ärztlich untersucht werden, und dann wurden sie gegen Pocken geimpft, — ein schwieriges Unternehmen. Einer der Herren schrubberte mehrmals die Arme mit heißem Wasser ab, ich rieb mit Alkohol nach, und dann erst konnte Richter es wagen zu impfen.

Um höhenphysiologische Studien machen zu können, untersuchte uns Dr. Richter ganz genau vor der Expedition und führte über jeden von uns Buch. Der Blutdruck wurde gemessen, das Gewicht festgestellt, und mit Hilfe des Spirometers wurden Atemproben gemacht. Die Herren waren voll glühenden Ehrgeizes, als ich aber sah, daß Duvanel, um möglichst lange den Atem anzuhalten, schon blau wurde und mit dem Erstickungstode rang, beschloß ich, lieber als Letzte durchs Ziel zu gehen. Auch geistig wurden wir von unserem eifrigen Doktor geprüft, und zwar hatte er sich dazu eine ganz reizende Übung ausgedacht. Er las uns etwa zwanzig Wortreihen vor, immer drei assoziativ zusammenhängende Wörter, zum Beispiel:

Uhr, Zeiger, Turm,
Baum, Garten, Vogel,
Sonne, Tag, Frühling.

Dann sagte er stets nur eines der Wörter, und wir mußten die zwei dazu passenden anderen schreiben. Das klingt sehr einfach, ist es aber gar nicht. Der Erfolg dieser Übung war verblüffend. Die Herren machten sehr wenig Fehler, nur der Expeditionsleiter und seine Frau erwiesen sich als vollendete Trottel. Wir hatten beide so viel uns wichtiger scheinende Dinge im Kopf, daß es uns unmöglich war, uns plötzlich auf Uhr, Zeiger und Turm zu konzentrieren. Dr. Richter war schwer bekümmert. Am nächsten Morgen um halb sieben wurde ich plötzlich geweckt, der Doktor

stand vor meinem Bett (meine Tür war nicht zuzuschließen) und sagte mit todernstem Gesicht: „Ich muß noch mal die Intelligenzprüfung bei dir machen.“ Und richtig, diesmal machte ich keinen Fehler; mein Gehirn hatte noch nicht Zeit gehabt, sich mit den mich beunruhigenden Gedanken zu beschäftigen, und ich konnte mich für Uhr, Zeiger und Turm gebührend interessieren.

Die letzten zehn Tage in Darjeeling waren wieder mal so anstrengend gewesen, daß ich ernstlich hoffte, mich auf dem Marsch von den Strapazen der letzten Monate erholen zu können, — um so mehr, als mein Mann mir immer versichert hatte: „Der Anmarsch ist kurz und gar nicht anstrengend, und im Standlager Pangpema hast du eine fünfwöchige Sommerfrische.“ Voll Gottvertrauen zog ich also los. Es fing sehr vornehm an, wir bekamen vier Autos, ganz kleine Dixiwagen, die eigens für diese steilen Bergwege konstruiert worden sind. Zunächst mußten wir 1500 Meter hinunter in das erste Sikkimtal, und es war ganz eigenartig, in solcher Geschwindigkeit aus Darjeeling (2100 Meter) mit seinen kühlen Temperaturen direkt in die Tropenhitze zu kommen. Von der Steilheit der Straßen und den scheußlich gefährlichen Kurven kann man sich keinen Begriff machen. Wir fuhren ganz langsam; an jeder Kurve mußte der Chauffeur erst ein paarmal ansetzen, ehe er's schaffte. Für etwas lädierte Nerven war diese Fahrt nichts; ich war bei jeder Kurve dankbar, daß wir nicht in den Abgrund fielen. Im Tal konnten wir zehn Leute leider nur sechs Pferde bekommen, und wir ritten immer abwechselnd. Bei blödsinniger Hitze liefen und ritten wir bis zur Grenzwache von Sikkim, wo sich herausstellte, daß Dr. Eberl und Dr. Richter aus Versehen ihre Pässe in den Rucksäcken gelassen und mit den Kulis vorausgeschickt hatten. Also ließ sie der Posten nicht passieren. Endloses Verhandeln mit der Grenzwache, die nur Nepali verstand, was die Unterhaltung nicht gerade einfach machte (Wood Johnson und Hannah kamen erst später nach)! Einer verstand etwas Hindustanisch, dem brüllte ich die Geschichte zu, aber nach einer Viertelstunde Schreiens zeigte er uns immer wieder eine Tafel, auf der stand, daß jeder, der keinen Paß für Sikkim habe, zu verhaften sei. Es war wirklich sehr aufregend und anstrengend. Dazu sollten wir schnell weiter, um noch vor sechs

Uhr abends aus diesem fiebergefährlichen Tropenwald hinauszukommen. Hunger hatten wir auch mörderisch; denn unser Koch war mit dem Essen weit voraus. Also beschlossen wir Paßinhaber, so rasch wie möglich weiterzugehen, und ich sollte versuchen, unterwegs die Rucksäcke der Herren zu finden und die Pässe hinunterzuschicken. Glücklicherweise gelang mir dies auch; denn durch langes Training bei meinem Mann und den drei Kindern habe ich es im Suchen zu einer gewissen Virtuosität gebracht. Die armen Kerle wurden aus ihrer Gefangenschaft erlöst und kamen spät abends im Bungalow von Chakung bei uns an. Aber auch wir waren erst bei Dunkelheit dort, und es gab einen heillosen Wirrwarr, ehe man im Finsteren die notwendigsten Sachen fand. Nach langem Suchen brachten wir etwas kaltes Abendbrot zum Vorschein, aber nach einem anstrengenden Tage als einzige Mahlzeit war dies nicht das Wahre.

Briefe an meine Kinder und Eltern schildern ganz gut die Stimmung der ersten Marschtage.

Joksam, den 11. April 1930.

Meine lieben Kinder!

Heut geht es mir schon besser, ich habe meinen scheußlichen Muskelkater überwunden. Die ersten drei Tage konnten wir doch reiten, und da ich ganz untrainiert war, bekam ich argen Reitkater und konnte weder gehen noch sitzen. Dazu kamen die enormen Höhendifferenzen, die wir täglich zu überwinden hatten. Erst gehen wir ganz tief, meistens 1000—1500 Meter, ins Tal hinab und mittags in größter Hitze wieder ebensoviel in die Höhe; denn die Regierungsrasthäuser (Bungalows) liegen der Fiebergefahr wegen immer auf den Höhen. Wenn man dann den anstrengenden Tagesmarsch hinter sich hat, kommt die Schweinerei mit den Trägern. Ich muß überall herumlaufen, um nur die wichtigsten Sachen zu finden. „Just box not coming" (gerade diese Kiste ist nicht gekommen), ist das Lieblingswort unseres Koches. Solange wir in der Nähe der Basare waren, blieb die Hälfte der Träger immer dort, um sich zu betrinken. Dabei müßtet Ihr diese herrlichen Basare sehen! Diese Treffpunkte der eleganten Welt bestehen aus kümmerlichsten Bambushütten, schmutzig und

fliegenumschwirrt. Gestern haben wir unser erstes Zeltlager bezogen, schön warm, jeder sein eigenes Zelt. Ich war heilfroh; denn in den Bungalows mußte ich mit Papa und Helmuth Richter zusammen schlafen und hatte nie Ruhe. Früh die richtigen Sachen in die richtigen Rucksäcke zu bringen, ist wirklich eine Kunst. Die Träger stürzen schon ganz zeitig herein und raffen alles zusammen. Wenn man einen Augenblick nicht aufpaßt, ist alles in den falschen Rucksäcken. Und abends das dann wieder im Dunklen auseinanderzufinden! Jetzt im eigenen Zelt ist es herrlich, so nett und gemütlich. Allerdings ist es noch warm, später wird die Gemütlichkeit wahrscheinlich durch die Kälte leiden. Am Tage ist es mordsmäßig heiß, so sehr, daß auch ich mich entschlossen habe, in jedem Bach zu baden. Wir haben keine Badeanzüge mit und machten gestern daher Herren- und Damenbad. Ich verkündete also den Herren (allen außer Papa, Eberl und Kurz, die noch nicht am Bach angelangt waren), daß ich ein paar Minuten oberhalb ihres Badeplatzes baden wollte. Nachdem ich mich gerade halb ausgezogen hatte, sah ich einen Herrn auf mich zukommen, den ich natürlich für Papa hielt, und vergnügt winkte ich ihm mit meiner Hose zu. Aber o Schreck, es war Eberl, der sich sofort hinter einen Felsen zurückzog, und, obwohl er sich bestimmt über meine eigenartig herzliche Begrüßung gewundert hatte, als taktvoller Diplomat nie ein Wort darüber redete. Nach dem Baden fällt einem allerdings das Steigen nochmal so schwer.

Gestern hatten wir einen gefährlichen Auftritt. Ein Träger, Amokläufer und betrunken, hatte zwei Kulis mit dem Kukri, dem scharfen Buschmesser, gestochen und den einen davon schwer am Bauchfell verletzt. Er mußte gefesselt und abtransportiert werden. Richter hat den Verletzten lange behandelt und hofft bestimmt, ihn durchzubringen. Überhaupt hat der Expeditionsarzt jetzt viel zu tun, alle Kulis stürzen sich auf ihn und wollen verarztet werden. Dabei fehlt ihnen meistens gar nichts. Als ich friedlich an meiner Schreibmaschine saß, kam ein Kuli zu mir und drehte mir wortlos seine entblößte Hinterfront zu. Etwas entsetzt rief ich Dr. Richter um Hilfe. Aber der Kuli war nur sehr stolz auf ein Pflaster, das ihm Doktor Sahb aufgeklebt hatte, und wollte das der Memsahb zeigen. Auch ein Lama aus einem nahen Kloster er-

schien bei uns. Er hörte schlecht, Richter behandelte ihn, und befriedigt zog der heilige Mann von dannen. Abends kam er uns ins nächste Lager nach: er sähe auch schlecht, außerdem hätte er gern ein Abführmittel. Ich bin gespannt, welche Körperteile morgen drankommen.

Hier das Lager müßtet Ihr sehen, einfach entzückend! In dichtem Wald, wie eine Szene aus dem Freischütz! Wenn wir nur immer hier im Urwald in der Wärme bleiben könnten!

Tseram, 17. April.

Meine lieben Kinder! Ich will versuchen, wieder etwas Tagebuch für Euch zu schreiben; leicht ist es nicht. Das letztemal schrieb ich Euch noch aus schöner Wärme im Urwald, jetzt sitze ich im Zelt mit dickem Sweater, Windjacke, Pelz, die Füße in wattierten hohen Schuhen und eine Pelzdecke darüber.

Der 13. war wundervoll, ich war dauernd selig über den schönen Waldspaziergang. Jeden Tag baden wir im Bach. Früh kann ich mich doch gar nicht gründlich waschen, umgeben von zweihundert Männern. Auch die Erledigung meiner internen Angelegenheiten ist nicht so einfach. Ich muß ewig laufen, um einen sicheren Platz zu finden; denn die Leute kampieren im Walde, wo es ihnen gerade paßt. Wenn ich also endlich glaube, einen geeigneten Ort gefunden zu haben, kann ich sicher sein, plötzlich aus dem Gebüsch ein mich in diesem Augenblick sehr erfreuendes „Salam Memsahb" zu hören.

Bei strömendem Regen kamen wir abends auf einer Lichtung im Urwald an, und Dr. Richter diktierte mir noch einen Bericht. Leicht ist es nicht, sich dabei zu konzentrieren. Die Kulis sehen begeistert und laut schwatzend zu, und unter dem einzigen Leinwanddach plaudern die Herren, spielt das Grammophon. Bei dem schlechten Wetter hatten wir unter der Landplage von Sikkim, den Blutegeln, sehr zu leiden. Zuerst hatten wir uns mit Tabaksaft eingerieben, die Beine mit Tabakblättern umhüllt und darüber Wickelgamaschen getragen. Alle Vorsichtsmaßregeln dieser Art nützen aber nicht viel; denn ein strebsamer Blutegel dringt überall ein, selbst durch die engste Schuhöse. Am besten ist es also noch, mit nackten Beinen zu gehen. Da sieht man wenigstens, wenn das Vieh anbeißt, und er-

lebt nicht abends die unangenehme Überraschung, den mit Blut förmlich angebackenen Strumpf abziehen zu müssen. Wenn man beim Gehen gut aufpaßt und den Blutegel sofort abstreift oder beim Anbeißen mit einer Zigarette betupft, läßt er sogleich los. Merkwürdigerweise hatte ich weniger unter dieser Plage zu leiden als die Herren. Vielleicht war ich den Egeln nicht sympathisch, oder aber sie sind misogyn, — ein interessantes und sicher noch neues Forschungsgebiet für die Zoologen. Dagegen liebten mich die Wanzen außerordentlich; mein Körper war geradezu tätowiert von diesen lieblichen Stichen, und die Nächte vergingen mit erfolgloser Jagd. Meine einzige Hoffnung war, daß diese netten Tiere doch die Wärme schätzen und mich in der Schneeregion wahrscheinlich verlassen würden. Schlafen kann man sowieso nicht viel, die Träger stehen um fünf Uhr auf und reißen einem das Zelt förmlich überm Kopf zusammen, um möglichst schnell fortzukommen und noch vor uns am nächsten Lagerplatz zu sein. Frierend hockt man beim Frühstück zusammen, und dann geht's los, marschieren, marschieren! Der 14. war ein sehr anstrengender Tag. Von 1800 Meter in tropischem Urwald ging es stundenlang durch feuchten Rhododendronwald empor. Bei 3800 Meter wurde mir schlecht; es fing zu schneien an, und das Lager kam und kam nicht. Mühsam schleppte ich mich aufwärts; durch den unvermittelten Übergang von den Tropen in die Schneeregion war ich richtig bergkrank geworden. In Dzongri bei 4000 Meter schlugen wir das Lager auf bei Schneegestöber und zwölf Grad Kälte. Ich verkroch mich sofort in meinen Schlafsack, aber trotz Pelz und Pelzdecke zitterte ich vor Kälte. Die ganze Nacht saß ich aufrecht, weil ich vor Atemnot zu ersticken glaubte, und rieb meine Nase; denn es waren zwei Grad Kälte im Zelt, und ich fürchtete, daß sie erfrieren könnte.

Am nächsten Morgen Trägerstreik! Bei unserer großen Trägerarmee waren nicht nur die aus Tibet und Nepal stammenden wetterharten Bhutias und Sherpas, sondern auch Lepchas aus den heißen Tälern Sikkims. Diese saßen jämmerlich frierend zusammen, manche waren barfuß, und wir hatten nicht genügend Schuhe für alle, sondern nur für die achtzig besten, die die ganze Zeit bei uns bleiben sollen. Es war wirklich eine scheußliche Situation. Unsere persönlichen Träger wollten weiter, einige andere

auch; wir suchten an Schuhen zusammen, was irgend entbehrlich war. Ich gab blutenden Herzens meine neuen, mir viel zu großen Schuhe einem Träger, die Herren gaben ihre Reserveschuhe, und so brachten wir die meisten Träger auf den Marsch. Fast fünfzig desertierten aber, und fünfzig wichtige Lasten blieben liegen. Der 16. war ein Viechstag. Erst um fünf Tagwacht, um Trägersachen zu verteilen. Das hättet Ihr sehen sollen! Ich mit einem Rucksack voll Handschuhen, hundert Kulis um mich herum, in wildem Gebalge mich fast erdrückend. Hoerlin erbarmte sich endlich meiner und boxte einige fort. Dann ein sieben Stunden langer Aufstieg zum Kang La (5050 Meter) in größter Sonne; ich war bergkrank, jeder Schritt eine Überwindung. Als mir Eberl zum Trost dabei sagte, ich wäre doch die erste Frau, die den Kang La bestiege, ob ich nicht stolz wäre, habe ich ihm beinahe eine runtergehauen. Die Herren fühlen sich ausgezeichnet, keiner außer den Nichtalpinisten Eberl, Dr. Richter und Duvanel kommt auf den Gedanken, daß mir dieser „Spaziergang" schwerfallen könnte, und ich gebe mir die größte Mühe, daß sie nicht merken, wie elend ich bin. Ein guter Bekannter von uns, in jungen Jahren begeisterter Bergsteiger, prägte mal den klassischen Ausspruch: „Der Alpinismus ist für den davon Befallenen eine recht schmerzhafte Form geistiger Störung." Mit einem solch armen „Gestörten" verheiratet zu sein, kommt mir aber noch viel schmerzhafter vor. Leider mußte uns Eberl hinter dem Kang La verlassen; sein Urlaub ging zu Ende. Wir waren alle traurig, den lieben Kameraden zu verlieren. Der arme Kerl hatte einen solchen Gletscherbrand im Gesicht, daß er behauptete, es bliebe ihm nichts Anderes übrig, als sich in Kalkutta den Kopf amputieren zu lassen.

Morgen haben wir den ersten Rasttag; ich bin glücklich wie ein Kind darüber. Wenn wir nur schon wüßten, ob wir die vom Maharaja von Nepal versprochenen Lebensmittel bekommen! Unser Trägerproviant geht zu Ende, — und was dann?

Tseram, den 19. April.

Liebe Eltern!

Eben kam der Runner (Kurier) und brachte Eure Briefe. Vielen, vielen Dank! Es ist zu schön, endlich wieder von Euch zu hören in dieser Einsamkeit. Die Rasttage hier, die

wir wegen Trägerschwierigkeiten machen mußten, haben mir gutgetan. Das dauernde Marschieren, noch dazu über den hohen Paß, hatte mich sehr angestrengt. Heute haben wir endlich den Subardar, einen nepalischen Regierungsbeamten, gesprochen, der uns mit Trägerproviant zu versorgen hofft. Aber Ihr könnt Euch gar nicht denken, wie nervenaufreibend das Warten auf diese Nachricht war. Wenn wir nicht bald Nahrungsmittel bekommen, bricht ja die ganze Expedition zusammen.

Ich habe noch sehr unter Atemnot zu leiden, und mir graut vor den nächsten Tagen; denn wir haben noch drei Hochpässe zu überschreiten. Wenn wir nur erst schon in Pangpema, dem Standlager, wären! Es ist ja zu aufregend, bis man am Berg ist und weiß, wie die Route ist. Wenn Ihr mich hier schreiben sehen könntet! Es ist stockdunkel, kalt. Ich sitze den ganzen Nachmittag an der Maschine und habe für Dr. Richter geschrieben. Morgen nimmt der Runner unsere Briefe mit. Ein Kuli hält mir eine Laterne, und ich rate mehr, als ich sehe, was ich schreibe. Eure guten Wünsche, ich möge mich bald wieder in ein warmes Bett legen können, rührten mich. Das wird schon noch eine Weile dauern! Mein Schlafsack ist aber ganz bequem; jetzt scheinen sogar die Wanzen vor der Kälte Reißaus genommen zu haben. Ich will auch nicht klagen, ich muß eben durchhalten, und es wird schon gehen. Nur ist es viel anstrengender, als ich es in meinen kühnsten Träumen gedacht habe. Na, ich hoffe nur, daß ich mich daran gewöhnen werde, der Mensch ist ja darin gut eingerichtet. Jedenfalls könnt Ihr Euch darauf verlassen, daß ich alles tun werde, um durchzuhalten und Günter zu betreuen. Er weiß gar nicht, wie elend ich mich fühle; denn er hat genug Sorgen. Und dann mittags, wenn die Sonne scheint, ist es ja auch sehr nett und gemütlich. Wir spielen sogar Decktennis, d. h. wir haben ein Seil gespannt, über das wir einen Seilring hin- und herwerfen. Ich schnaufe dabei vor Atemnot wie ein Seehund. Die Jungens sind wirklich alle so nett und vergnügt, daß es eine Freude ist. Witze werden allerdings gemacht, daß man umfallen könnte, aber ich will kein Spielverderber sein.

Nun werdet Ihr wohl lange nichts mehr von uns hören; denn jetzt geht es erst auf die andere Seite der Berge.

Khunza, den 22. April.

Liebe Kinder!

Der 20. war wohl der anstrengendste Tag meines Lebens (ausgenommen die Tage, an denen Ihr geboren wurdet, und meine Operationen). Wir brachen ganz zeitig auf, ich ging von vornherein sehr langsam, weil ich mir schon dachte, was für ein Vergnügen mir bevorstand, — zunächst vier Stunden lang ganz steil in die Höhe, von 4200 Meter an jeder Schritt eine Qual. Dann zwei Stunden lang immer rauf und runter; ich hatte das Gefühl, über siebzehn Pässe gegangen zu sein, es sollen aber nur drei gewesen sein. Dann endlich verkündete Bara Sahb (so wird Papa von den Trägern genannt; es heißt: der große Herr, der Kommandant), nun ginge es abwärts, dem neuen Zeltplatz zu. Große Freude allerseits; denn auch für die Kulis war es eine Mordsschinderei gewesen, dauernd auf und ab im Schnee zu stampfen! Also los, hinunter! Der erste Schritt ging noch, aber dann brach man ein, knietief, bauchtief. Mühsam rappelte man sich wieder auf; mit todmüden Beinen setzte man vorsichtig einen Fuß vor den anderen, doch beim dritten Schritt spätestens versank man wieder in einem förmlichen Schneemorast. Manchmal war ich so fest im Schnee eingeklemmt, daß mich die Kulis förmlich ausgraben mußten. Und erst die armen Kerle selbst mit ihren schweren Lasten! Oft mußten wir sie richtig herausheben. Dazu Schneetreiben. Es bedurfte wirklich aller Energie, um das stundenlang auszuhalten. Als ich ganz mutlos war, sagte mir der Sirdar (Trägerobmann) Nursang, er hätte noch nie eine so starke Memsahb gesehen. Ich sei die erste, die über diese Pässe käme. Dieser Coué-Versuch wirkte Wunder, und mit frischen Kräften ging's dem Lager zu. Bei eisigem Regen standen wir klappernd vor Kälte im Lager herum, bis endlich unsere Orderlies (die persönlichen Träger) kamen. Rührend sind diese Leute. Obwohl sie selber doch müde und naß waren, machten sie erst eifrigst unsere Zelte zurecht, unsere persönlichen Diener zogen uns die Schuhe und nassen Strümpfe aus und brachten bald heißen Tee zur Erwärmung.

Am 21. mittags kamen wir nach bequemem Tagemarsch bergab in Khunza an. Diese Seligkeit von uns, endlich mal wieder im Tal, in der Wärme zu sein! Es ist ein großes

Dorf, entzückend in einer breiten Talsohle gelegen, Berge ringsum. Und die Freude, als Bara Sahb verkündete, wir machten einen Rasttag! Die Honoratioren des Dorfes brachten uns Kartoffeln als Gastgeschenk und betrachteten mich staunend von allen Seiten. Noch nie hatten sie eine weiße Frau gesehen und seit Freshfields Expedition, also seit dreißig Jahren, auch keinen weißen Mann. Die größte Sensation waren Schreibmaschine und Grammophon; die Gesichter der Leute waren einfach unbezahlbar. Natürlich wurde gefilmt. Heut gingen wir ins Dorf, um dem Gemeindeoberhaupt, das uns Lebensmittel und Träger verschaffen soll, eine Armbanduhr als Gastgeschenk zu überreichen. Diese feierliche Szene sollte gefilmt werden, und ich zog mir sogar einen Rock an, um einen möglichst guten Eindruck zu machen. Statt dessen erlebten wir einen höchst dramatischen Auftritt: der gute „Bürgermeister" hatte zwar seit drei Wochen den Befehl des Maharaja, Lebensmittel zu besorgen, hatte aber noch keinen Finger gerührt. Er wurde daher von dem in Tseram dazugekommenen Subardar (einer Art Polizeidirektor) gefesselt und wie im Mittelalter um einen Stab krumm geschlossen. Es sah scheußlich aus, und die Überreichung der Uhr wäre in diesem Augenblick entschieden deplaciert gewesen. Nach stundenlangen Verhandlungen wurde er freigelassen, muß aber bis abends alles schaffen. Morgen geht es dann in drei leichtseinsollenden (ich bin etwas mißtrauisch geworden!) Tagemärschen zum Standlager. Wenn wir nur erst dort wären! Ich kann auch unterwegs so gar nichts leisten. Es hängt ja immer alles davon ab, ob die Kulis mit den Küchensachen pünktlich zum Lager kommen. Koch Tenchodar kocht recht gut, nur darf man ihm dabei nicht zusehen. Die Angewohnheit aller Leute hier, sich die Nase mit der Hand zu putzen, läßt der Phantasie beim Kochen größten Spielraum, um so mehr, als Tenchodar mir auf meinen Vorschlag, sich doch mal die Hände zu waschen, erwiderte: „Das nützt gar nichts, man wird doch gleich wieder schmutzig." Aber daran gewöhnt man sich ja wirklich, auch daran, daß ich heute seit dem 13. April, seit Sikkim, mich das erstemal wieder richtig waschen konnte. In der Kälte ist man froh, sich nur die Hände ein bißchen mit heißem Wasser abspülen zu können. Heut früh war es aber wärmer, ich hatte schön Zeit, ließ mir alle Sachen aus

dem Zelt räumen und hab mich drinnen in meinem kleinen Spucknapf-Waschbecken gründlichst gewaschen. Eine ständig wiederkehrende holde Beschäftigung ist, in Bara Sahbs Sachen Ordnung zu machen. Er kann für diesen Wirrwarr freilich nichts dafür, aber die Träger haben eine direkte Manie, selbst Ordnung zu machen, wenn man nur einen Augenblick den Rücken kehrt. Es macht ihnen Spaß, alles durcheinanderzubringen. Sie stecken nicht nur Papas Wäsche, alpine Ausrüstung und photographische Sachen wahllos durcheinander, nein, sie jonglieren auch mit meinen Sachen dazwischen, bis man schließlich nichts mehr finden kann. Ein Hauptvergnügen für Kippa, meinen siebzehnjährigen persönlichen Diener, ist es, meine buntseidene Wäsche auszubreiten und zu ordnen.

Pangpema, den 1. Mai.

Lange konnte ich nicht Tagebuch schreiben, und doch ist seit meiner letzten Niederschrift in Khunza viel passiert. Dort schrieb ich noch recht vergnügt über den Rasttag; doch er sollte uns teuer zu stehen kommen. Nachmittags gingen wir in das hochinteressante Lamakloster, das eine Viertelstunde vom Ort entfernt liegt. Über eine Hühnerstiege ging es in eine Art Hühnerstall, wo die Wände voll von Buddhabildern und Schränken mit alten Chroniken waren. Wir warteten auf die versprochene Zeremonie, nichts kam. Endlich nach vierzig Minuten, — wir waren schon recht ungeduldig geworden, — erschien — ein Teller Kartoffeln, unsere Gastmahlzeit. Wohl oder übel mußten wir sie essen, und dann begann die Feierlichkeit. Endlose Gebete, dazwischen Verbeugungen bis zur Erde, scheußliches Tuten aus Rieseninstrumenten. Dann bekam jeder von uns Getreide in die Hand gedrückt, ich leider sehr viel. Angstvoll sah ich mich um, ob wir das etwa auch essen müßten; vorläufig geschah aber noch nichts dergleichen. Auf alle Fälle ließ ich die Hälfte der Körner in Wood Johnsons Tasche gleiten. Plötzlich ein Klingelzeichen, und der Oberlama warf seine Körner in die Luft. Wir taten erleichtert dasselbe; nur ich warf meinen Vorrat teuflischerweise dem vor mir sitzenden Wieland in den Halskragen. Dann spielten wir zum Dank Grammophon vor, und die frommen Lamas wollten sich ausschütten vor Lachen. Am nächsten Morgen besuchte uns der Oberlama, und wir übergaben

ihm als Gastgeschenk eine Schere, eine Schneebrille und Schokolade, die er mitsamt dem Silberpapier aß.

Abends saßen wir vergnügt im Messezelt, als plötzlich der Sirdar (Trägerobmann) kam und meldete, wir hätten nur noch für einen Tag Trägerproviant und könnten also nicht weitergehen. Im ganzen Dorf wäre nichts aufzutreiben. Das hieß, die ganze Expedition aufgeben; denn Khunza war das reichste Dorf, und wenn da nichts aufzutreiben war, blieb nichts mehr zu hoffen. Eine scheußliche Situation! Bara Sahb war verzweifelt, alle anderen auch absolut deprimiert und ratlos. Obwohl der Subardar den Dorfältesten krummgeschlossen, obwohl er gewettert hatte, daß einem schlimm werden konnte, nun dieser Mißerfolg! Sollten wir wieder zurück über den Kang La und von der Zemuseite anpacken? Aber auch das war sehr gefährlich; denn wir hatten doch keinen Trägerproviant mehr und konnten erst in ein paar Tagen in Sikkim frischen Proviant bekommen. Und dann die ganze Reise zurück bis Darjeeling, — wir würden ja erst im Monsun, also viel zu spät, am Zemugletscher sein können! Allseitiges Brüten in wirklich verzweifelter Stimmung. Da ich sehr optimistisch bin, konnte ich mir nicht vorstellen, daß in so einem reichen Dorfe nichts zu haben sein sollte. Ich äußerte also die Vermutung, daß die Träger das vielleicht nur angäben, weil sie sich in Khunza mit Wein, Weib, Gesang zu gut amüsierten und deshalb nicht weiter wollten. Kurz griff diese Idee auf und sagte, wir sollten Befehl ausgeben, am nächsten Tage würde um fünf Uhr aufgebrochen. Das geschah, und eine Stunde später kamen von überallher Proviantsäcke. Allerdings hatte Wood Johnson außerdem in fließendem Nepali erklärt, wenn kein Proviant käme, würde ein Runner zum Maharaja geschickt und das ganze Dorf geköpft werden. Die Nacht verlief sehr unruhig, von überallher wurden Säcke angeschleppt, und um fünf brachen wir auf.

Dieser Tag war recht angenehm, es ging durch schönen Wald und nicht zu steil. Wir sollten zwei Yaks bekommen, und Wood wollte mich bereden, auf einem zu reiten. Ich wollte aber nicht als Versuchskarnickel dienen und schlug daher vor, daß Wood und Smythe erst reiten sollten; ich würde inzwischen vorangehen, und wenn sie mich eingeholt hätten, würde ich sie ablösen. Nach einer Weile kam Smythe zu Fuß an und sagte trocken: „Der eine Yak warf

Wood sofort ab, und da das der zahme war, habe ich lieber nicht erst auf den anderen gewartet." Inzwischen waren wir zu einer, wie Bara Sahb betonte, geologisch sehr interessanten Moräne gekommen, über die es anfangs nicht steil hinaufging. Mich fror gegen Abend, und ich bat Helmuth Richter, ob er mir ein leichtes Kleidungsstück borgen könnte, da mein Träger zurückgeblieben war. Helmuth kam auch hilfsbereit und übergab mir seinen Pelz; dann verschwand er verdächtig schnell mit Bara Sahb bergaufwärts. Ich keuchte mühsam hinterdrein, stundenlang über diese geologisch interessante Moräne mit dem Pelz über dem Arm; denn anziehen konnte ich das schwere Ding natürlich nicht bei dem jetzt sehr steilen Anstieg. Hoch über mir sah ich die beiden Herren (später gestanden sie mir, daß sie schnell weitergegangen wären, um mein Schimpfen über ihre „Galanterie" nicht zu hören). Nach stundenlangem Hinauf kam die Belohnung: der Jannu in Abendbeleuchtung, feenhaft schön. Für ein paar Augenblicke riß die Wolkenwand, und wie eine fata morgana trat dieser unwahrscheinlich steile Gipfel im rosa Abendlicht hervor. Aller Kummer war vergessen. Dann ging es wieder hinab ins Tal. Dort saß am Fluß barfüßig Wood Johnson, der auf mich gewartet hatte, um mich galant hinüberzutragen. Wir mußten diesen Fluß überqueren, um zu unserem Zeltlager zu gelangen. Ich krempelte mir aber die Hosen auf und watete allein durch mit dem stolzen Ruf: „Wir sind ja gleich drüben, und dann kann ich mich umziehen und in den Schlafsack kriechen." Das Wasser war eisig, und mir war nicht zu wohl, weil man vorsichtig tasten muß, um nicht umzufallen und fortgerissen zu werden. Endlich waren wir bei unserem Zeltplatz, aber o Schreck, mein Kippa mit allen warmen Sachen war nicht da, und vor allem fehlte mein Schlafsack. Notdürftig bekleidete ich mich zum Gaudium der Herren mit Bara Sahbs Unterhosen und seinen Riesenstiefeln und stellte mich zum Trocknen ans Feuer. Das Schlimmste aber war die Nacht. Mein Mann hatte mich rührenderweise in seinen Schlafsack genommen, aber was das heißt, zu zweit in einem „einschläfrigen" Sack zu stecken, keine Bewegung machen zu können, ohne den anderen zu stören, das kann keiner nachfühlen, der es nicht selbst erlebt hat. Wir konnten natürlich keine Minute schlafen und wurden noch gehörig

verulkt, als wir ganz verkatert beim Frühstück erschienen. „Muß Liebe schön sein!" sagte sogar ein Frechdachs; da hat's aber beinahe was gesetzt.

Wie gerädert zogen wir los, es ging endlos durch ein Bachbett, über Steine springend und kletternd, über Moränen hinauf, und ich war so bergkrank, daß ich kaum ein Bein vor das andere setzen konnte. An diesem Tag war mein Mann übrigens auch nicht in Höchstform; ein gewisses Quantum Schlaf ist eben doch notwendig in dieser Höhe. Endlich abends kamen wir in die Nähe des Zeltplatzes, — Schneetreiben, Dunkel, wieder ein Bach zu überqueren. Um nicht noch einmal durch das eisige Wasser waten zu müssen, beschlossen wir hinüberzuspringen. Bara Sahb sprang gut hinüber, ich wollte es ihm nachmachen, leider brach aber das Eisstück ab, auf dem ich stand, und ich sauste mitten in das eiskalte Wasser. Völlig durchnäßt kam ich im neuen Zeltlager an und verkroch mich ziemlich mißgestimmt in meinem diesmal erschienenen Schlafsack.

Der nächste Tag war kurz und sehr angenehm. Um drei Uhr kamen wir in unserem Standlager Pangpema (5100 Meter) an. Doch die von meinem Mann versprochene Sommerfrische war mehr frisch als sommerlich. Achtzehn Grad Kälte und Schneetreiben begrüßten uns. Gemütlich war dieses Standlager nicht; es war aber leider der einzige Platz, der dafür in Betracht kam. Fieberhaft wurde das Lager eingerichtet. Binnen kurzem entstanden zwei große Hütten für die Träger und die Küche. Wir halfen beim Bauen alle mit, aber jeder Stein, jeder Rasenziegel machte uns Anstrengung. Wenn ich nur drei Schritt ging, mußte ich mich hinsetzen, — so schwer fiel mir das Atmen.

Da bekanntlich auch die glücklichste Ehe durch ein gemeinsames Schlafzimmer gefährdet wird, hatten wir Europäer jeder unser eigenes kleines Zelt. Es war gerade groß genug, um den Daunenschlafsack und den Rucksack mit den nötigsten Sachen unterzubringen. Stehen konnte man natürlich nicht, und oft habe ich davon geträumt, wie schön es wäre, sich mal die Hosen anziehen zu können, ohne dabei in die Brücke gehen zu müssen. An und für sich ist diese Turnübung ja nicht schwer, aber in 5100 Meter Höhe geht einem eben die Puste aus. Die persönlichen Diener zogen den Herren immer Schuhe und Strümpfe aus; natürlich versuchte Kippa das auch bei mir. Er zog

also erst vergeblich an meinen Strümpfen, dann fuhr er mit der Hand in das Hosenbein, und als der oben am Strumpfgürtel befestigte lange Strumpf immer noch nicht abging, versuchte er kopfschüttelnd, mir die Hose auszuziehen. Dagegen war ich nun entschieden, und Kippa war sehr bekümmert, daß er mir so wenig helfen konnte.

Im großen Messezelt, das schon auf den berühmten Everestexpeditionen mit gewesen war, kamen wir zu den Mahlzeiten alle zusammen, und es herrschte trotz der Hundekälte immer höchst vergnügte Stimmung.

Als besondere Aufmerksamkeit hatten die Träger mir einen Memsahb-Bathroom, zu deutsch Toilette, gebaut. Obwohl es nur aus einem Steinwall ohne Dach bestand, war ich von Herzen dankbar dafür; denn es gibt doch nun manchmal Situationen, in denen man es nicht gerade als Annehmlichkeit empfindet, die einzige Frau unter hundertfünfzig Männern zu sein. Mit dem Stoßseufzer: endlich allein! betrat ich zum erstenmal die stille Klause. Aber die Kulis hatten sie schlauerweise mit voller Öffnung nach dem links unterhalb liegenden Bathroom der Herren gebaut, so daß ich, mit Verlaub zu sagen, weithin sichtbar im ersten Rang saß. Na, dieser Schaden war bald behoben, es wurde eine Wand gegen die Herren errichtet und der Eingang nach der anderen Seite verlegt.

Auf übergroße Reinlichkeit mußte man da oben verzichten; heißes Wasser ist ja ein seltener Genuß. Trotzdem habe ich nie so guten Teint gehabt wie dort, Nivea- oder Elidacreme und Höhensonne waren meine Schönheitsmittel. Sogar gebadet habe ich manchmal zum großen Staunen der Herren, die diese „stillose Schweinerei" gar nicht verstanden. Ich badete in der zum Wässern der Photos bestimmten kleinen Gummiwanne im Dunkelkammerzelt. Dieses war stockdunkel und unverschließbar. Kippa stand also als Wache davor, und ich warf ihm wie im Varieté ein Kleidungsstück nach dem andern hinaus.

Schwierig war die Bubikopfpflege. An Waschen war ja nicht zu denken bei der Kälte, aber ich hatte schließlich einen Urwald von Haaren und sehnte mich nach einem guten Friseur. Da erbarmte sich Erwin Schneider und schnitt mit rührender Sorgfalt wohl eine Stunde an mir herum. Der Erfolg war auch danach; noch ein paar Monate nach Beendigung der Expedition fragte mich jeder Friseur

entsetzt, wer mich denn so katastrophal verschnitten hätte. Eigentlich ist es sehr häßlich von mir, daß ich das jetzt schreibe; denn damals war ich Erwin für seine Hilfsbereitschaft wirklich sehr dankbar, aber ich muß es doch offen aussprechen: als Bergsteiger scheint er mir d o c h mehr zu leisten.

Seit Dzongri hatte ich ein merkwürdiges Leiden, den sogenannten Höhenhusten, und fühlte mich sehr elend dadurch. Es ist nämlich kein normaler Husten, sondern eher dem Keuchhusten der Kinder vergleichbar, mit Brechreiz und Erstickungsanfällen verbunden. Als ich das meinen Männern mal klagte, meinten sie kühl, ich müsse mich nur beherrschen, man könne Husten immer unterdrücken. In Pangpema erlebten sie aber selber, daß das unmöglich war; denn plötzlich erkrankten die meisten daran, auch die Träger, und des Nachts war immer ein scheußliches Hustenkonzert. Hoerlin und Schneider fühlten sich gar nicht wohl. So zogen am 1. Mai Bara Sahb, Kurz, Wieland, Smythe, Wood Johnson, Hannah und Duvanel mit vierzig Trägern los, um den Angriff auf den Kangchendzönga vorzubereiten. Es wurde Lager 1 (5600 Meter) und Lager 2 (etwa 6000 Meter) eingerichtet. Von dort aus begann die Arbeit an der großen Eismauer, der schwersten Stelle des Berges. Nach einigen Tagen mußten Bara Sahb und Kurz wieder ins Standlager zurückkehren, da sie beide durch die Erkältung zu elend waren und bei 6000 Meter Höhe durch den Husten richtige Erstickungsanfälle bekamen. Beide waren ganz unglücklich, daß sie den anderen die Verantwortung überlassen mußten. Aber sie hofften, sich unten bald zu erholen und wieder hinauf zu können. Inzwischen gingen Hoerlin und Schneider nach Lager 2.

Es kommt mir ordentlich lächerlich vor, wenn ich hier von meinen Sorgen und Aufregungen spreche, die ja im Vergleich zu den heldenhaften Leistungen und Anstrengungen der oben arbeitenden Männer ganz geringfügig waren. Aber die Schilderung der alpinen Abenteuer ist ja dem großen Buch vorbehalten, ich will und muß hier nur von der Einstellung der Frau zu allem auf der Expedition berichten.

Seit dem 1. Mai, seit die Herren nach oben aufgebrochen waren, konnte ich nicht mehr schlafen. Mit dem Fernrohr sah man genau den Eisbruch, wo gearbeitet wurde, Tag

und Nacht donnerten die Lawinen, und bei jeder einzelnen schreckte ich zusammen und fürchtete eine Katastrophe. Daß ich um meinen Mann bangte, wird jeder begreifen, aber ich sorgte mich doch auch um die anderen. Wir waren ja wie eine Familie, und es waren eben alles meine lieben Jungens, die ich betreuen und denen ich helfen wollte. Ich glaube, daß das keiner von ihnen so recht begriffen hat. Nietzsches Wort: „Im echten Manne ist ein Kind versteckt...", ist sehr richtig. Aber ebenso kann man sagen: „Jede echte Frau ist vor allem Mutter". Wer mal ein dreijähriges Mädelchen mit ihrer Puppe beobachtet hat, wird mich verstehen. Und ich wußte und sah die Gefahr und saß vollkommen machtlos unten.

Schweren Kummer machte mir auch das Nahrungsmittelproblem. Von den zwanzig Lebensmittelkisten unseres Anmarsches waren einige noch nicht verbraucht, und von diesen hatte ich alles, was möglich war, in die oberen Lager gesandt; denn wir erwarteten jeden Tag, daß der Nachschubdienst unter Colonel Tobin einsetzen werde. Unser ganzer Proviant und die wichtigsten Ausrüstungsgegenstände waren ja noch hinter uns. Traurig gab ich unsere letzte Büchse Milch, Butter und Kompott nach oben; wir im Standlager lebten nur von Yakfleisch und broad beans (Saubohnen), dem einzigen, was unser Koch gerettet hatte, da die Träger sie verschmähten. Obgleich Dr. Richter und ich ja an Kriegsernährung gewöhnt waren, macht Yakfleisch allein auf die Dauer doch keinen rechten Spaß, und ohne Milch, Butter, Eier, Maggisuppen, Zucker, Marmelade, Kompott, Schokolade, Tee und Kaffee kocht es sich eben schlecht.

Plötzlich am 5. Mai kam mitten in der Nacht der Trägerobmann zu mir und überreichte mir einen Brief von Colonel Tobin. Aus dem Schreiben ging hervor, daß die Lasten noch nicht einmal über den Kang La gebracht worden waren, daß die Träger streikten und Colonel Tobin selbst krank in Tseram lag. Eine furchtbare Situation! Was sollte nur geschehen? Ich plante, frühzeitig mit dem Sirdar hinunterzugehen und in vier Tagen wieder zum Kang La zurückzumarschieren. Nur war ich mir ganz klar, daß es eine verteufelt schwere Aufgabe für mich sein würde, ohne nepalisch zu können, widerspenstige Träger zum Standlager zu bringen. Auch graute mir davor, wieder

hinunterzugehen; denn der Aufstieg schwebte mir noch als zu unerfreulich vor.

Als ich den Herren die „frohe Botschaft" hinaufschickte, herrschte dort natürlich auch großes Entsetzen. Selbst Bara Sahb, der sonst leider in allem großes Zutrauen zu mir hat, hielt mein Hinuntergehen für zwecklos. Er bestimmte, daß Wood Johnson und Hannah, die einzigen Sprachenkundigen, hinunter müßten. Es war ein großes Opfer, das sie der Expedition brachten, und es verdient höchste Anerkennung, mit welcher Disziplin und Hilfsbereitschaft beide Herren in die Bresche sprangen. Aber bis sie wieder zurück sein konnten, mußten acht bis zehn Tage vergehen, und wie sollten wir bis dahin auskommen? Selbstverständlich sandte ich alles halbwegs Entbehrliche an die Front. So hatte ich allen Zucker in die Hochlager gegeben, bekam aber zu meiner Verwunderung immer wieder Briefe von oben, ich solle doch Zucker schicken. Schließlich kam es heraus, daß der Hilfskoch oben unehrlich gewesen war, und da er nicht beaufsichtigt wurde (die Herren hatten wirklich Wichtigeres zu tun, als den Koch zu kontrollieren), hatte er allen Zucker für sich und die Kulis verbraucht. Ebenso hatte er die wirklich noch reichlich vorhandenen Obstkonserven zum Verschwinden gebracht und die armen Sahbs dafür mit den mit Recht so wenig beliebten broad beans gefüttert. Dieser tüchtige Vertreter wurde bald abgelöst, und dann waren die Hochlager wenigstens gut versorgt. Nach ein paar Tagen bekamen wir zwei Wildschafe, und Wood und Hannah schickten die beruhigende Nachricht, die Lebensmittel seien „im Anrollen". Am 8. Mai kamen endlich die ersten Lasten von Khunza herauf, es war aber auch höchste Zeit; denn trotz größter Sparsamkeit waren wir vis à vis du rien. So groß die Freude auch über jede Marmeladenbüchse, über jede Konserve war, die zum Vorschein kam, so entsetzt war ich doch darüber, wie schrecklich viel gestohlen worden war. Fast jede Kiste war geöffnet und beraubt worden. Wir waren wirklich überreichlich verproviantiert gewesen, ich hatte mich zu Hause liebevoll in alle wirtschaftlichen Details versenkt, um nur ja meine Männer gut versorgen zu können, und nun war ich gezwungen, sehr sparsam zu wirtschaften, um auch bis zuletzt gut auskommen zu können. Ich glaube, die sparsame Memsahb ist oft (hinter

ihrem Rücken natürlich) verulkt und beschimpft worden, wenn sie energisch darüber wachte, daß im Standlager nur sehr einfach gegessen und alles Gute für die Hochlager reserviert wurde. Der Maharaja von Nepal hatte nun auch reichlichen Trägerproviant geschickt, und wir waren ihm von Herzen dankbar dafür. Endlich waren wir aus den größten Nahrungssorgen heraus, nur empfanden wir schmerzlich das fast völlige Fehlen von Alkohol. Die wenigen Flaschen Rum und Sekt, die gekommen waren, gehörten natürlich nach oben. Und dabei hatten wir im Basecamp doch auch manchmal ungeheure Sehnsucht nach einem Tropfen erwärmenden Alkohols; denn so gemütlich und warm war es bei uns „unten" in 5100 Meter Meereshöhe schließlich auch nicht. Ich hatte zwar ein kleines Petroleumöfchen mit, aber da unser Petroleum ausgelaufen oder gestohlen war und der Rest natürlich ebenfalls den Hochlagern zustand, wurde der Befehl ausgegeben: „Im Basecamp wird nur Holz gefeuert." Das bedeutete auch, daß unsere schönen Barthel-Juwelkocher nach oben wanderten und in der Küche nur auf offenem Feuer gekocht werden konnte. Natürlich hatte ich vorgehabt, mich richtig als Hausfrau zu betätigen, zu kochen und zu backen. Das erwies sich aber als ausgeschlossen; nicht eine Minute konnte ich es in unserer Küche aushalten, die Augen tränten, und ich bekam Erstickungsanfälle vom beizenden Rauch des offenen Feuers. Man muß schon ein Leben lang an diese Art des Kochens gewöhnt sein, wie unser braver Koch Tenchodar, der es sogar fertig brachte, in einem aus Rasenstücken und einer alten Blechbüchse bestehenden Ofen Kuchen zu backen. Allerdings war ich oft erstaunt, wie sich meine bewährten Rezepte, die ich ihm aufschrieb und immer wieder vorsagte, eigenartig verändert hatten. „Just box not coming (diese Kiste ist gerade nicht gekommen)", war seine immer wiederkehrende Ausrede, wenn er nach eigenem Gutdünken ganz andere Zutaten genommen hatte.

Auch noch einen anderen Haken hatte meine Kocherei. Anfangs hatte ich versucht, selbst zu backen oder Speisen zuzubereiten, und hatte immer genaue Menüs gemacht für jede Mahlzeit. Da stellte sich aber doch ein großer Unterschied zwischen den Nationen heraus. Die deutsche und die österreichische Mannschaft war mit allem zufrieden, und es war herzerfreuend, ihren guten Appetit zu sehen

und ihr „prima, prima!“ zu hören, auch wenn es manchmal ein Saufraß war. Die anderen (ausgenommen Kurz und Hannah) mäkelten immer und schimpften dauernd über Essen und Koch, so daß ich die Lust verlor, mich um das Essen zu kümmern. Ein Vergnügen war es ja sowieso nicht, unter diesen wirklich stark erschwerten Umständen noch halbwegs annehmbar zu kochen.

Am 9. Mai war ich gerade in der Küche und besprach mit dem Koch eine Sachertorte für den 10. Mai, unseren Hochzeitstag. Da kam von oben ein Brief: ... als sie am Morgen das letzte Stück des Eisbruches gangbar machen wollten und im Begriff waren, das dritte Hochlager auf der Terrasse oberhalb aufzuschlagen, kam eine riesige Eislawine herunter. Schneider und Duvanel wurden wie durch ein Wunder gerettet, aber Chettan, Schneiders ausgezeichneter Träger, wurde verschüttet und starb den weißen Tod. Der Hängegletscher sei jetzt in Bewegung geraten und so gefährlich, daß ein Weiterarbeiten unmöglich sei.

Nie werde ich diesen Tag vergessen! Ich war wie gelähmt, und all mein Mut und meine Begeisterung für die Erreichung des Zieles war gebrochen.

Alle versammelten sich nun in Lager 1, auch Dr. Richter mußte hinauf, um einige durch die Lawine leicht verletzte Träger zu verbinden. Bara Sahbs persönlicher Diener Lewa, einer der besten „Tiger“ (diesen Ehrennamen haben die Hochträger seit den Everestexpeditionen), war auch leicht verletzt und wurde zur Erholung ins Standlager geschickt. Der sonst strahlend vergnügte Mensch war nach dem Lawinenunglück wie verstört, und ich versuchte vergeblich, ihn etwas aufzumuntern. Aber nach drei Tagen war er wieder ganz der alte und wollte durchaus sofort zu seinem Bara Sahb. Mit Mühe hielt ich ihn zurück; denn er hatte immer noch Schmerzen in der Schulter. Interessant war die Einstellung der Leute, die gar nicht damit einverstanden waren, daß die gefährliche Nordroute nun aufgegeben wurde. Immer wieder bestürmten sie mich, ich sollte doch Bara Sahb bereden, weiter dort anzugreifen. Zum erstenmal blieb ich ganz allein zurück, und wenn es mir auch anfangs ungemütlich war, so merkte ich doch bald, daß ich mich auf die Träger verlassen konnte. Ich fühlte mich viel sicherer unter ihnen, als ich es je unter so vielen europäischen Männern sein könnte. Memsahb, die

weiße Frau, steht so hoch über ihnen, daß kein irdischer Gedanke sich an sie heranwagt. Aber sie hingen auch in wirklich rührender Liebe an mir, und durch ein Lächeln erreichte ich alles bei ihnen. Jeden Nachmittag suchte ich alles zusammen, was von oben angefordert wurde, trug es in Listen ein und packte die Lasten. Jeden Morgen früh um 6 Uhr (meist duselte ich gegen Morgen ein bißchen ein) weckte mich der Trägerobmann, damit ich die Träger vor ihrem Aufbruch in die Hochlager kontrollieren konnte.

Am 10. Mai, unserem Hochzeitstag, saß ich abends traurig allein im Messezelt. Da kam ein Runner und brachte Post! Am liebsten wäre ich dem dreckigen Kerl um den Hals geflogen! Es ist ja immer schön, liebe Briefe zu bekommen, aber dort in der Einöde, Wochen entfernt von Post und Telegraph, da ist es wie ein Wunder, wie ein Geschenk des Himmels. Wie hatte ich mich in schlaflosen Nächten gesorgt, ob auch zu Hause alles gut ginge, ob alles gesund wäre! Und jetzt waren im Nu alle trüben Gedanken vergessen. Stundenlang saß ich über meinen Bergen von Briefen, klappernd vor Kälte, aber doch glücklich. Am nächsten Morgen im Schlafsack las ich noch einmal alles durch, bis ich jedes Wort auswendig kannte. Das waren meine schönsten Stunden. Aber wenn ich dann auf das Datum der Briefe sah, wurde ich schon wieder schwermütig. Es war ja schon so alt! Was konnte nicht alles wieder inzwischen passiert sein! Alle zehn Tage etwa schickten wir einen Runner nach Darjeeling, der unsere Post mitnahm. Selbstverständlich schrieb ich ausführlich Tagebuch an meine Kinder, sehr zum Erstaunen meines Mannes, der das ganz unnötig fand. Zu Hause läsen sie ja alles bestimmt viel früher in der Zeitung. Glückliche männliche Psyche! Heim und Kinder waren versunken, unwirklich geworden, nur der Augenblick, die Aufgabe lebte und lockte.

In Lager 1 war inzwischen beschlossen worden, den Westgrat des Kangchendzönga anzugreifen, aber nach zehntägigem harten Kampf stellte es sich heraus, daß der Berg von dieser Seite unbesteigbar war. Duvanel war schon vorher mit schwerer Erkältung ins Standlager gekommen, und Dr. Richter hatte große Sorge um ihn. Am Tage war es ja leidlich warm, aber die Nächte waren doch so feucht und kalt, daß eine eventuell dazutretende Lungenentzün-

dung sehr gefährlich gewesen wäre. Der arme kleine Papillon, — das war Duvanels Spitzname, — hatte sich beim Filmen oben zu sehr angestrengt, mit kolossalem Schneid hatte er versucht, bis zuletzt oben auszuhalten, obwohl er sich schon sehr elend fühlte. Aber jetzt war er ganz zusammengebrochen. Dr. Richter sagte mir sehr richtig, wir müßten sehen, ihn bei Kräften zu erhalten, ich solle alles versuchen, um ihn zum Essen zu überreden. Aber gerade das war furchtbar schwierig; denn er hatte gar keinen Appetit, und was ich ihm auch zum Essen vorschlug, reizte ihn nicht. Wie ein kleiner Junge kam er mir vor, wenn er immer flüsterte: „Memsahb, Menü machen!" (Er ebenso wie Bara Sahb hatten durch die Erkältung vollkommen die Stimme verloren.) Aber es macht sich schlecht Menü, wenn das nächste Delikatessengeschäft zwanzig Tage entfernt ist. Ganz glücklich war ich, als ich endlich etwas herausfand, was ihm schmeckte: geschlagenes Ei mit Rum. Und nach drei sorgenvollen Tagen war er endlich außer Gefahr.

Ich hatte mich in Pangpema die ganze Zeit nicht recht wohl gefühlt und konnte nicht drei Schritte ohne Atembeschwerden gehen, so daß ich ernstlich an einen Herzfehler glaubte. Als eines Tages die Nachricht eintraf, einer der Trägerobmänner wäre am Kang La an Herzschlag gestorben (erst viel später hörten wir, er hätte sich an unserem Likör zu Tode getrunken), beschloß ich, nicht mit den Herren über die hohen Pässe heimzugehen, sondern mit Hannah, dessen Urlaub leider abgelaufen war, und ein paar Trägern durch die Täler Nepals direkt nach Darjeeling zu marschieren. Die Erlaubnis dazu hoffte ich vom Maharaja von Nepal bestimmt zu bekommen. Als die Herren aber nach dem mißglückten Angriff auf den Kangchendzönga wieder im Standlager eintrafen, war Bara Sahb absolut nicht mit meinem Plan einverstanden, und die anderen Bergsteiger lächelten Hohn, daß ich mich drücken wollte. Ich würde mit Leichtigkeit über die hohen Pässe kommen, meinten sie; denn schon der Hinweg wäre mir doch so „leicht" gefallen. Männer sind wirklich zu beneiden. Kein Gedanke war ihnen gekommen, daß mir der Hinweg am Ende beschwerlich gewesen wäre. Das sah ich auch später aus den Timesberichten. Smythe schreibt da von unserem Anmarsch: „Frau Dyhrenfurth ist so fit wie nur

irgendeiner von uns, sie ist immer voran." Das war nicht etwa Lüge, sondern vollste Überzeugung von ihm. Ich war ja auch oft voran, aber nur, weil ich schon ganz zeitig aufgebrochen war, aus Angst, etwa zu langsam vorwärtszukommen und meine Männer aufzuhalten. Es war ungefähr so, als ob Tilden einen mittleren Tennisspieler hin und her hetzt und nach dem Match zu dem völlig Erschöpften erstaunt sagt: „Ich verstehe gar nicht, daß Sie das angestrengt hat; ich bin nicht einmal warm dabei geworden." Und ich war eben den rauhen Recken an Körperkräften „etwas" unterlegen; für mich waren es eben alle ins Alpine übertragene Tildens.

Im Standlager wurde jetzt beschlossen, den Jongsong Peak (7459 Meter) zum Hauptziel der Expedition zu machen. Um ihn angreifen zu können, mußte der Jongsong La, ein 6120 Meter hoher, stark vergletscherter und seit Freshfield gefürchteter Paß überschritten werden. Dann wollte man auf der anderen Seite des Passes ein neues Standlager errichten und von dort aus die Hochlager gegen den Jongsong Peak vorschieben. Die Hauptschwierigkeit war zunächst die Transportfrage. Wir hatten etwa zweihundertundvierzig Lasten und nur noch fünfundsiebzig Träger; es war also nur im Pendelverkehr möglich. Zunächst wurde ein neues Lager drei Stunden oberhalb Pangpema errichtet, und die Träger wurden einige Male hin und her geschickt, um alles hinaufzuschaffen. Da der Monsum drohte und jeder Tag entscheidend sein konnte, mußten die Sahbs natürlich so schnell wie möglich über den Jongsong La. Als ich sah, daß ich den Nachschub besorgen und wirklich helfen konnte, war ich natürlich froh, daß ich mich zum Bleiben entschlossen hatte. Die erste Partie zog am 28. Mai mit vierzig Trägern und den notwendigsten Lasten los. Am 29. Mai nachmittags saßen Wieland, Duvanel und Richter vor meinem Zelt und verteilten stillvergnügt Schokolade. Plötzlich schrien sie: „Memsahb, Steine kommen!" Und schon kamen Riesenblöcke in großen Sätzen über den Steilhang auf uns zugerast. Wir rannten schnell zur Seite, in meiner Aufregung fiel ich aber über einen Blechkoffer und riß mir die ganze Nase blutig. Zum Glück blieben die Steine wenige Meter vor unserem Lager im Schnee stecken. Die Herren verlegten darauf mein Zelt sofort hinter einen Fels, wo es

geschützt sein sollte. So ganz war ich allerdings nicht davon überzeugt. Mir ging es dabei wie dem berühmten Rabbiner, der seinem Jungen erklärte: „Hunde, die bellen, beißen nicht!“ Als nachher aber ein Hund ihn wütend anbellte, rannte er als erster davon und sagte: „Ich weiß es; aber weiß es der Hund?“ —

Dann mußten die Herren aufbrechen und nahmen auch die letzten meiner Träger mit, sogar meinen persönlichen Diener Kippa. Jeder Mann war wichtig. Gern haben sie mich da nicht allein zurückgelassen, das muß ich zu ihrer Ehre sagen, aber es war eben absolut notwendig. Die Bergsteiger, der Arzt und der Kameramann gehörten an die Front, ich war die einzige, die vorn nicht nötig war, und ein Europäer mußte den Transport überwachen, sonst konnte die ganze Expedition zusammenbrechen. Unsere fünfundsiebzig Träger hatten fünfundsiebzig Lasten mitgenommen, es galt aber, noch hundertfünfundsechzig hinüberzubefördern. Nun hatte der Maharaja versprochen, uns Lokalträger aus Khunza zur Hilfe zu schicken, um die Sachen bis zum Paß bringen zu lassen. Bara Sahb wollte alle Kulis, die er drüben nicht mehr brauchte, unter der Aufsicht des Gurkha zurück bis zum Paß schicken, um die bis dorthin von den Lokalträgern gebrachten Lasten hinunterbefördern zu lassen. Ich mußte also so lange im „Steinschlaglager“ bleiben, bis die Khunzamänner kamen. Aber wie lange das dauern würde, ahnten wir nicht. Sehr gemütlich war also meine Lage nicht, und ich will es offen gestehen, ich habe ein wenig geheult, als ich dort inmitten meiner Lasten mutterseelenallein zurückblieb. Wenn meine Männer (ausgenommen die Nichtalpinisten Richter und Duvanel, die mich sehr verstanden) diesen Bericht lesen, werden sie verwundert die Köpfe schütteln, daß ich mich dort nicht wohl fühlte. In dieser unbeschreiblich großartigen Gegend! Schön fand ich die Landschaft auch, unwahrscheinlich schön, aber nie bin ich das Gefühl des unheimlich Drohenden, Feindseligen losgeworden. Und ich konnte die Eingeborenen verstehen, die fest daran glauben, daß auf diesen Riesenbergen Götter wohnen, die jeden töten, der ihre Ruhe zu stören wagt. Mein Zelt stand zwar an einem als sicher erklärten Platz, aber die Steine kamen doch nicht nur in der Nacht, sondern auch am Tage, wie wir gerade erlebt hatten. Ich hatte viel zu tun, mußte alle

Kisten umpacken und nach genauem Schlachtplan sortieren, in welcher Reihenfolge die Lasten befördert werden sollten. Würde ich auch im rechten Augenblick die Gefahr merken und richtig zur Seite springen? Und wenn ich getroffen würde, ganz allein daliegen, ohne Arzt, ohne jede Hilfe, — nein, schön waren diese Gedankengänge nicht. Ich stürzte mich also in die Arbeit, und als am nächsten Tage Kippa zurückkam und mir half, waren wir ganz vergnügt.

Am 30. Mai bekam ich hohen Besuch; der Maharaja hatte Offiziere gesandt, die sich nach unserem Befinden erkundigen sollten. Die Verständigung war zwar etwas schwierig, da sie nur Nepali konnten und meine Nepalikenntnisse meist aus Imperativen, holdem Augenaufschlag und Handbewegungen bestanden. Sie waren aber sichtlich von mir eingenommen und saßen den ganzen Tag um mich herum. Dann zogen sie los über den Jongsong La, um auch den Bara Sahb und die anderen Herren zu begrüßen. Ich redete ihnen zwar sehr ab; denn ihre Ausrüstung (lange weiße Leinenhosen, Halbschuhe und Regenschirme) schien mir für diese Paßüberschreitung nicht das Richtige. (Der eine hat sich auch den Fuß erfroren.) Aber sie hatten den Befehl vom Maharaja bekommen und waren von ihrem Vorhaben nicht abzubringen. Ich schickte einen Brief an Bara Sahb mit, in dem ich schrieb, daß glücklicherweise keine Steine mehr gekommen seien, dann legte ich mich ins Zelt. Schlafen hatte ich mir leider vollkommen abgewöhnt, es ging nur noch mit schweren Schlafmitteln, und die verteilte Doktor Sahb nur an hohen Festtagen. Als ich einige Stunden wach gelegen und auf das Rauschen der Lawinen und Steinschläge in den Wänden ringsum gelauscht hatte, hörte ich plötzlich Steinschlag in nächster Nähe. Unheimlich klingt das, als wenn ein Riese in mächtigen Sätzen eine Treppe herunterpoltert, immer näher und näher. In der Nacht, in Zelt und Schlafsack vergraben, war ich ja völlig hilflos. Ich hielt den Atem an und wartete, — endlos kam es mir vor, — dann blieb das Ungetüm etwa zwei Meter vom Kopfende meines Zeltes im Schnee stecken. Kippa, der treue, kam in großer Angst um mich angerannt, riß mein Zelt auf und sagte: „Memsahb tombu ramro, na dunga (Memsahbs Zelt gut, kein Stein)!“ Eine nachträglich sehr beruhigende Feststellung. Der arme Kerl

hatte sich beim Rennen in der Dunkelheit den Fuß verstaucht, und ich mußte ihn bandagieren.

Am 31. Mai ganz zeitig kamen die achtundzwanzig sehnlichst erwarteten Träger aus Khunza mit dem Trägerobmann Nursang, der mit mir schon im Basislager den Transport in die Hochlager sehr gut besorgt hatte. Da ich alle nicht unbedingt notwendigen Lasten fortgetan und die übrigen der Wichtigkeit nach geordnet und numeriert hatte, konnte ich jetzt Nursang das Lager übergeben und mit gutem Gewissen meinen Posten verlassen. Glücklich, aus meiner Gefangenschaft erlöst zu sein, verließ ich diesen ungastlichen Hang und stieg mit Kippa und den achtundzwanzig schwer bepackten Khunzaträgern in bester Laune zum Kamp 1 am Jongsong La. Doch plötzlich, etwa zwei Stunden nach unserem Aufbruch, kamen uns fünfundzwanzig tibetanische Träger entgegen, unbeladen, nur mit ihren Decken und Kochgeschirren. Ich bekam einen Todesschreck. Sie sollten doch unter dem Kommando des Ghurka oben am Paß bleiben, — was konnte da nur los sein? Bara Sahb schickte einen Brief mit, ich möchte so rasch wie möglich das gefährliche Steinschlaglager räumen und Nahrungsmittel über den Paß schicken, der Trägerproviant ginge zu Ende. Kein Wort davon, daß er die Träger gegen unsere Verabredung hinunterschickte. Also Ungehorsam, Streik, Zusammenbrechen des Transportes! Einen Augenblick war ich wirklich verzweifelt. Ich war ja völlig machtlos, konnte mich doch nicht verständigen, da mein sonst sehr geschickter Kippa nur Nepali, aber kein Tibetanisch verstand, und die Tibetaner verstanden wieder kein Nepali oder Englisch. Und sie mit Gewalt zurückhalten? Ich hatte zwar eine Pistole, die lag aber schön im Koffer verpackt. Ich kann auch gar nicht schießen, das Knallen ist mir so unsympathisch. Also mußte ich versuchen, mit meinem schon in vielen Lebenslagen bewährten Augenaufschlag die Situation zu retten. Mit diesem und einem liebenswürdig-energischen „You Memsahb Camp 2!“ gelang es mir, die Tibetaner zum Umkehren zu bewegen und mit uns in einem Tage zum Kamp 2 zu bringen. Eigentlich waren zwei Zeltlager vor dem Paß vorgesehen, und die Herren waren auch (natürlich der Träger wegen) in drei Tagen über den Paß gegangen. Um aber Zeit zu sparen, beschloß ich, sofort Kamp 2 zu beziehen und am nächsten

Tage in einem längeren Marsch ohne Zwischenlager den Paß zu überschreiten. Das war aber nicht so einfach durchzusetzen; denn die Träger wollten am nächsten Tag nur bis Kamp 3 und erst am darauffolgenden Tag über den Paß gehen. Hier in Kamp 2 hatte ich aber den englischsprechenden Gurkha zur Hilfe, der alles dolmetschte. Als ich erklärte, ich ginge in einem Tag über den Paß, meinten die Träger, das wäre auch etwas Anderes und viel leichter, die Memsahb trüge doch keine Last. Darauf ließ ich übersetzen: „Ihr seid aber auch starke Männer, und die Memsahb ist nur eine schwache Frau." Dieses Wort wirkte Wunder, und in größter Eintracht wurde der Paßübergang für den nächsten Morgen beschlossen.

Am 1. Juni früh um sechs schneite es kräftig, dazu herrschte starker Wind, ein recht unfreundliches Wetter. Ich war in schweren Zweifeln, ob ich den Übergang wagen sollte. Gewöhnt, immer mit meinem bergkundigen Mann zu gehen, war ich selbst alpin unerfahren und unselbständig geblieben und scheute mich vor der Verantwortung. Ich hatte keine Ahnung, ob es gefährlich war, bei diesem Wetter über den Paß zu gehen, ob Spalten- oder Lawinengefahr bestand. Ich wußte nur, daß der Monsun drohte und den Übergang in den nächsten Tagen vielleicht ganz unmöglich machen würde. Also los! Kippa war selig, er fand das Wetter wundervoll, viel schöner, als wenn die Sonne schiene. Ehe die Träger auf den Marsch gebracht wurden, dauerte es zwei Stunden. Wie üblich, wollte jeder nur eine bestimmte Last nehmen; manches, zum Beispiel Wielands schwere Koffer, die ich ihnen mit Engelszungen anpries, verschmähten sie hartnäckig. Endlich um acht war es so weit. Obwohl die Kulis schwer trugen, kamen sie doch viel schneller vorwärts als ich; denn ich hatte leider von der Aufregung und Anstrengung starken Magenkrampf und mußte alle paar Schritte stehenbleiben und mich massieren. Bald blieben wir allein zurück. Kippa war rührend besorgt um mich und sehr stolz, den ganzen Tag allein mit der Memsahb zu gehen. Kurz vor der Paßhöhe kamen uns Träger entgegen, die Bara Sahb wieder für den Transport zurückgesandt hatte. Sie versuchten mir Angst einzujagen, indem sie mit Armbewegungen zeigten, wie die Memsahb auf der anderen sehr steilen Seite des Passes hinunterfallen würde. Mühsam wurde der letzte Steilhang des Pas-

ses überwunden, aber es blies da oben so scheußlich, daß an Ausruhen nicht zu denken war und wir gleich weitergehen mußten. Ich war sehr traurig, daß ich durch den Schneesturm nichts von den wundervollen Bergen ringsum sehen konnte; erst hier zu Hause sah ich auf den Bildern, wieviel Schönes mir entgangen war. Vorsichtig und etwas ängstlich begann ich den wirklich sehr steilen Hang auf der Sikkimseite hinunterzugehen. Ich bin früher ganz gut geklettert, aber Eis und steiler Schnee waren mir immer etwas unheimlich. Glücklicherweise hatten die Sahbs jedoch ein festes Seil für die Träger angebracht, und da war es natürlich nur halb so schlimm. Außerdem erschien plötzlich Lobsang, unser ausgezeichneter Trägerobmann, den Bara Sahb entgegengeschickt hatte. Er war sehr stolz, sich als „Führer" präsentieren zu können, und versuchte mich zu überreden, das feste Seil loszulassen und lieber in den Stufen hinunterzugehen. Da er aber auf dem steilen Eis sofort ausglitt und ein paar Meter abging, zog ich das Seil vor. Aber was wälzte sich denn da durch den Schnee? Eine Hand am Seil und auf dem Hosenboden rutschend und rollend, fuhren die nepalesischen Offiziere zu Tal. Ein freudiges Wiedersehen, und dann zogen wir mehr oder weniger vergnügt (wir waren alle schon sehr abgekämpft) dem Lager am Gletschersee zu. Am Spätnachmittag rückte ich dort ein. Beinahe wäre ich Uli Wieland um den Hals gefallen, so glücklich war ich, als er plötzlich aus dem Nebel auftauchte und mich das letzte Stück zum Lager geleitete. Todmüde war ich, aber doch heilfroh, wieder in Sicherheit bei Bara Sahb und den anderen zu sein.

Entzückend war unser Lager am Gletschersee. Nur leider nahm die Freude an dem schönen See bald ab, da die Kulis trotz energischer Ermahnungen nicht davon abzubringen waren, Kochgeschirr, ihre schmutzigen Kleider und sich selbst darin zu waschen. Sorgenvoll betrachtete Doktor Sahb das immer grauer werdende Wasser und riet, so bald wie möglich, das heißt sobald endlich alle Lasten von jenseits des Passes geholt wären, das Lager zu räumen. Die Dysenteriegefahr war doch zu groß.

Nun gab es wieder ernste Tage im Lager. Seit dem 30. Mai belagerten Hoerlin, Schneider, Smythe und Wood Johnson den Jongsong Peak, am 3. Juni waren auch Bara Sahb, Kurz und Wieland dahin aufgebrochen, — also wieder

einmal alle Bergsteiger an der Front. In fieberhafter Spannung warteten wir auf Nachricht von oben. Endlich am 5. Juni erschienen Hoerlin und Schneider. Sie hatten es geschafft, als erste hatten sie die deutsche und die Tiroler Flagge auf dem Gipfel des Jongsong Peak (7459 Meter), dem höchsten von Menschenfuß betretenen Gipfel, gehißt. Es war herzerfreuend zu sehen, wie beide trotz der enormen Strapazen, trotz des langen Aufenthaltes in den Hochlagern strahlend vergnügt und bei wunderbarem Appetit waren.

Der arme Wood kam ein paar Stunden später; er war in etwa 6500 Meter Höhe bergkrank geworden, so daß er und Smythe zurückbleiben mußten. Er war noch sehr elend und schwach, hatte wohl auch eine Magenverstimmung, aber in der Ruhe und unter Doktor Sahbs sachgemäßer Behandlung erholte er sich bald wieder. Richter ließ ihn Sauerstoff atmen, und es war interessant, wie schnell sich dadurch das Befinden besserte. Auch ich versuchte es einmal und merkte sofort, daß ich plötzlich ohne Atemnot steigen konnte, und meine mich immer quälenden Kopfschmerzen hörten mit einem Schlage auf. Leider ließ der Erfolg sehr schnell nach, und was zurückblieb, war eine durch das Saugen am Mundstück des Sauerstoffapparates aufgerissene und eiternde Lippe. Es war so schmerzhaft, daß ich nicht mehr lachen, aber auch nicht essen konnte. Nur flüssige und keine warme Nahrung vertrug ich. Das hatte mir gerade noch zu meinem Wohlbefinden gefehlt!

Inzwischen waren von Sikkim her Träger gekommen, die der Maharaja von Sikkim uns sandte. Das war eine große Hilfe; denn so konnten wir diese Träger mit zum Paß schicken und bekamen die Lasten schneller herunter. Der Transport klappte ausgezeichnet. Nur trafen die Kisten vielfach in desolatem Zustande ein. Sie wurden manchmal als Rodel benützt, einige Koffer waren von den Trägern sogar einfach den Steilhang am Paß hinuntergeworfen worden. Natürlich waren viele Kisten zerbrochen, die Sachen wurden irgendwo hineingestopft, und meine ganze Arbeit im Steinschlaglager war wieder zunichte gemacht. Ein besonderer Schmerz war, daß unsere schöne Merz-Schreibmaschine als Trümmerhaufen ankam. Aber ich war trotzdem froh, daß wir alle Lasten in so kurzer Zeit bei uns hatten und endlich den Gletschersee verlassen konnten, dessen Wasser uns von Tag zu Tag mehr beunruhigte.

Hoerlin und Schneider, die Unersättlichen, waren nach zwei Rasttagen schon wieder aufgebrochen, um den Dodang Nyima Peak (7200 Meter) zu bezwingen. Wir schlugen in Goma bei etwa 5000 Meter unser erstes tieferes Lager auf, und es war einfach traumhaft schön, schon auf dem Wege dorthin die ersten Wiesen, die ersten Blumen zu sehen. Nun warteten wir wieder sehnsüchtig auf Bara Sahb, Kurz, Wieland und Smythe — nach hoffentlich geglückter Besteigung des Jongsong Peak. Am 10. Juni kamen sie dann endlich, todmüde, aber voll Glück über den Erfolg, und abends wurde der Sieg dann sehr vergnügt gefeiert. Sie sahen alle elend aus und hatten durchschnittlich zehn Kilogramm abgenommen. Ich hatte aber ohne den Jongsong Peak denselben Gewichtsverlust und kann nur allen um ihre Linie besorgten Frauen empfehlen, eine Expedition in den Himalaja zu machen.

Am nächsten Tage wurde beschlossen, daß die Engländer, Duvanel, Richter und ich nach Darjeeling vorausgehen sollten; die anderen wollten noch wissenschaftliche Beobachtungen machen und eine Woche später nachkommen. Am 12. Juni hatte mir Bara Sahb noch eine Menge zu diktieren, die Herren mußten mit der Karawane früher aufbrechen, und ich sollte wieder einmal mit meinem „Lieblingssklaven" Kippa allein nachmarschieren. In letzter Minute meinte der sehr um mich besorgte Koch Tenchodar, er wollte mir noch zwei in der Gegend bekannte Leute mitgeben, die mich durch die sehr stark angeschwollenen Gletscherbäche tragen sollten; denn Kippa war schwach und kaum größer als ich. Wir waren noch nicht eine halbe Stunde vom Lager entfernt, da erklärten die Männer, der Weg ginge auf der anderen, der linken Seite, und wir müßten durch den Bach. Mir leuchtete das gar nicht ein. Der Bach hatte sich nämlich dort zu einem breiten reißenden Fluß entwickelt, und da hindurch getragen zu werden, schien mir alles andere als verlockend. Mühsam versuchte ich den Leuten klarzumachen, daß ich lieber auf der rechten Seite des Flusses bliebe, auch zeigte ich ihnen Yakmist, der mir dafür sprach, daß die Karawane mit den Yaks auf der rechten Seite ins Tal gegangen war. Es nützte mir aber nichts, sie zeigten mir immer wieder erregt gestikulierend den Weg auf der anderen Seite. Schweren Herzens entschloß ich mich, mein Streitroß, den

nicht gerade sauberen Kuli, zu besteigen. Seit meinen Kindertagen bin ich nicht mehr huckepack getragen worden, und mir gefiel die Stellung gar nicht recht. Die Reise ging also los, einer trug mich, der andere hielt ihn an der Hand und stützte ihn. Bis zu den Hüften, bis zur Brust im Wasser, mußten sich die Leute vorsichtig Schritt für Schritt vorwärtstasten, und es war ein scheußliches Gefühl zu merken, daß sie nicht mehr sicher auf den Füßen standen. Ich habe vor Angst direkt geschrien, aber meine Stimme drang nicht durch das Toben des Wassers, und so versuchten die Kerle, immer weiter vorzudringen. Plötzlich kamen wir in einen Strudel, es zischte und brodelte um uns herum, daß mir Hören und Sehen verging, jeden Augenblick mußten wir umgerissen und fortgeschwemmt werden. Trotz aller Mühe gelang es den Wackeren nicht, auch nur einen Schritt weiterzukommen, die Strömung war zu stark, und so bekamen sie es endlich mit der Angst und drehten um. Noch einmal die schreckliche Reise zurück, ich halb erstarrt in dem eisigen Wasser hängend, und, am Ufer angelangt, verkündete der dort zurückgebliebene Kippa, daß unser Weg auf der rechten Seite weiterginge, wie ich es schon vorher behauptet hatte! Nun schickte ich aber schleunigst meine „ortskundigen Führer" mit folgendem Briefe zum Bara Sahb zurück: „Du bist ja ein feiner Kavalier! Unter dem Vorwand, mir jemand zur Hilfe mitzugeben, versuchst Du, Deine süße Frau ins Jenseits zu befördern! Bist Du sehr enttäuscht, daß ich noch lebe?" Erst legte ich mich zum Trocknen in die Sonne, und dann zog ich mit Kippa weiter. Wir hatten noch mehre Bäche zu überqueren, aber da sie nicht so reißend waren und das Wasser nur bis zum Knie ging, verzichtete ich auf alle Reitkünste und watete Hand in Hand mit Kippa durch. Naß und klappernd vor Kälte kam ich abends um sieben im neuen Lager an, von den Herren schon ängstlich erwartet. Die Nacht war etwas unruhig; denn unsere Zelte waren in der Dunkelheit geschickterweise vor den zum Glück angeketteten, die ganze Nacht wütend bellenden Wachhunden der Tibetaner-Jurten aufgeschlagen worden. Außerdem schrie ständig ein Baby: „Mama, Mama", genau wie unsere deutschen Kinder, aber ich war selig, diesen Laut wieder zu hören.

Jetzt ging es in großen Märschen durch Sikkim, wobei

wir den Monsun kräftig zu spüren bekamen. Von der Gewalt dieser Monsunregen kann man sich gar keine rechte Vorstellung machen. Es schüttet einfach wie mit Kannen, ein stundenlang anhaltender Wolkenbruch. Binnen kurzem gaben wir es auf, uns durch Regenmäntel oder Schirme zu schützen; es ist ganz hoffnungslos, man ist sofort völlig durchweicht. Dazu diese schwüle Hitze! Selbst wenn es gelungen wäre, von außen trockenzubleiben, — durch das Schwitzen war man von innen her sofort durchnäßt.

Am schlimmsten war der dritte Tag, an dem wir 28 Kilometer zu marschieren hatten. Und zwar nicht etwa bloß hinunter, sondern in angenehmer Abwechslung rauf und runter, durch Rhododendrondickicht, über schmälere Bäche springend, durch breitere Bäche watend! Für Erheiterung sorgte dabei unfreiwillig Dr. Richter. Sein ihn sehr liebender Diener Pasang hatte ihm vorsorglich bei einer Rast einen ordentlichen Schluck Rum in das Trinkwasser gegossen. Richter trank es nichtsahnend in einem Zug aus und fühlte sich sofort merkwürdig beschwingt. Wie ein fliegender Hund setzte er über die breitesten Bäche und erklärte strahlender Laune, es wäre ihm zumute, als ob er schwebte. Leider hielt das „Schweben" nicht lange an, sondern er fiel merkwürdig oft und beklagte sich bitter über seine glatten Schuhe, aus denen rätselhafterweise plötzlich alle Nägel herausgegangen wären. Als er aber merkte, daß der vorangehende Duvanel und die hinterherstapfende Memsahb sich heimlich vor Lachen ausschütteten, hätte es bald was gesetzt.

So anstrengend der Tag auch war, — ich war wie berauscht von all der Farbenpracht ringsum. Rhododendron, Primeln, Anemonen, Stiefmütterchen, Alpenrosen — wie ein wundervolles Märchen kam es mir vor nach den langen Monaten, während der wir nur von Bergen, Schnee und Geröll umgeben waren. Spät abends kamen wir ganz durchnäßt in Zedang an, aber mein Zeltkuli hatte es vorgezogen, im Walde zu bleiben, und so mußte ich dankbar Doktor Sahbs Einladung annehmen, mit in seinem Zelt zu schlafen. An Schlafen war nicht zu denken, die ganze Nacht goß es wie verrückt, und da das Zelt ein Loch bekommen hatte, tropfte es dauernd lieblich auf uns herab. Dazu eine Unzahl von Schmetterlingen, Käfern, Spinnen — und diese Enge! Wir waren wirklich froh, als es endlich Morgen war, und

Doktor Sahb sagte etwas melancholisch, er hätte schon schönere Nächte in seinem Leben verbracht. Nun begannen aber erst die größten Schwierigkeiten. Es ist schon schwer genug, seine Sachen zu finden, wenn man allein im Zelt ist. Da wir aber zu zweit in dieser kleinen Hundehütte hausten, waren uns alle Sachen hoffnungslos durcheinander gekommen. Mehrere Kulis saßen vor unserem Zelt und sahen mit großer Spannung unseren Bemühungen zu. Aufstehen konnte ich nicht; denn meine Hose war mir auf rätselhafte Weise abhanden gekommen. Alles Suchen war vergebens. Schließlich bat ich Doktor Sahb, doch mal in seinem Schlafsack danach zu suchen. Doch da brüllte er mich schwer gereizt an: „Zum Donnerwetter! Wie soll denn deine Hose in meinen Schlafsack kommen?" Und er hatte natürlich recht! Plötzlich brachte sie mir Kippa, der sie am Abend vorher vorsorglich zum Trocknen ans Feuer gehängt hatte.

Am nächsten Tag wateten wir durch den Dschungel nach Lachen, — dem ersten Dorfe in Sikkim. Manchmal versank man bis zum Knie im Morast. So mühsam der Weg auch war, — ich fühlte mich frisch und kräftig und lief ohne Anstrengung das schnelle Tempo der Herren mit. Wir spürten alle ein steigendes Wohlbefinden, je tiefer wir hinunterkamen. Endlich mal wieder richtig atmen können und nicht immer wie ein aufs Land geworfener Fisch schnappen zu müssen! Ich hatte die dramatischen Schilderungen von Herrn Bauer über den Anmarsch von Darjeeling nach Zemu gelesen, und mir hatte davor entsetzlich gegraut. Aber wahrscheinlich war ich eben doch durch die drei Monate wirklicher Schwierigkeiten so trainiert, daß mir dieser Abmarsch fast als leichter Spaziergang vorkam.

Und dann kam Lachen, das erste Bungalow! Wie wundervoll ein bequemer Stuhl sein kann! Denn das Sitzen auf den harten Kisten war immer schmerzhafter geworden, je dünner wir geworden waren. Das Bad in der kleinen Sitzbadewanne und gar die Matratze, auf die unser Schlafsack gelegt wurde! Ganz ungläubig sahen wir uns alle diese Herrlichkeiten an. Ja, ja, die viel geschmähte Zivilisation hat manchmal auch ihre Reize! Unsere Freude über ein richtiges Wasserklosett (ohne Wasser!) wurde allerdings gleich wieder gedämpft; denn es gab keinen Sweeper (das

sind die Leute, denen das nicht angenehme, aber dringend notwendige Amt des Reinemachens gewisser diskreter Örtlichkeiten obliegt). Indien ist bekanntlich das Land der Kasten, und kein einer anderen, höherstehenden Kaste Angehörender würde je im Traume daran denken, — auch nicht für viel Geld, — diese Arbeit zu übernehmen. Die Losung hieß also wieder: Waldspaziergang!

Die seit dreißig Jahren in Lachen wohnende schwedische Missionarin lud uns zum Tee, und nie werde ich das Gefühl vergessen, als wir dort das erstemal wieder um einen schön gedeckten Tisch herumsaßen. Wie die ausgehungerten Wölfe stürzten wir uns auf Kuchen und frischgebackenes Brot, aber unsere Gastgeberin hatte volles Verständnis für unseren Appetit. Auf den ganzen Marsch von Goma herunter hatten wir drei Kisten Nahrungsmittel mitgenommen. Davon waren zwei wieder einmal abhandengekommen, so daß wir eigentlich dauernd Hunger gelitten hatten. Plötzlich waren wir alle wieder bei Appetit, während wir Nichtalpinisten uns oben zum Essen immer hatten zwingen müssen. Alles widerstand einem schließlich, nur nach scharfen Fischkonserven und Kompott hatte ich direkt krankhafte Sehnsucht. Aber die Obstkonserven hatten leider am Kang La den Trägern zu gut geschmeckt, und die wenigen, die übriggeblieben waren, gehörten in die Hochlager. Ich hatte also immer erklärt, daß ich mir aus Kompott gar nichts machte, nur aus Backobst, das reichlich vorhanden war, da weder die Sahbs noch die Träger es sehr schätzten. Einmal, glaube ich, hat aber doch Uli Wieland meine List durchschaut und mir mit Gewalt von seinem Kompott auf den Teller gelegt.

Nun sollte es zu Pferd weitergehen. Leider waren aber infolge des Monsuns überall Muren heruntergegangen, die ein Passieren mit Pferden unmöglich machten. Von Lachen aus konnten wir einen halben Tag reiten, mühsam brachten wir unsere alten Klepper vorwärts. Dann ging es wieder drei Tage zu Fuß über halsbrecherische Brücken aus Bambus, auf Baumstämmen balancierend, über unzählige Bergrutsche, reißende Bäche überspringend und durchwatend, nach Tsuntang, Singhik und Dikchu. Da ich nicht schwindelfrei bin, war mir das Überschreiten der schäumenden Bäche auf schlüpfrigen Baumstämmen nicht sehr sympathisch. Ein Schild machte uns besonderen Spaß.

„Take care not to sleep on this bridge!“ Der Gedanke, auf dieser „Brücke“ zu schlafen, machte uns schaudern, aber aufpassen „not to slip“ (nicht auszugleiten) mußte man wirklich auf diesen Baumstämmen. Da uns eigentlich Pferde von Tsuntang versprochen worden waren, hofften wir immer, sie unterwegs zu treffen. Einmal liefen Duvanel und ich in Mordstempo voraus. Es lief sich herrlich, und ich war dauernd in Begeisterung über die Riesenwasserfälle und den wunderbaren Tropenwald. Da erschienen die anderen, als wir gerade einmal rasteten, schwitzend und keuchend und höchst aufgeregt, wo denn unsere Pferde seien. Sie hatten immerfort das Läuten der Pferdeglocken zu hören geglaubt, und die Enttäuschung war groß, als es sich herausstellte, daß das Geräusch von den überall herumschwirrenden Zikaden herrührte.

Weiter ging es nach Dikchu, das einen etwas zweifelhaften Ruf als Fieberbungalow hat. Sonst liegen alle Rasthäuser immer auf den Höhen, dieses Bungalow liegt aber sehr tief und am Wasser. Infolgedessen gibt es viele Moskitos, und die Malariagefahr ist groß. Wir überlegten lange, ob wir nicht doch lieber weiter oben wieder ein Zeltlager aufschlagen sollten, aber plötzlich lockte uns das Zeltleben nicht mehr so recht. Außerdem waren wir so voll von frischem Lebensmut, daß uns selbst eine kleine Malaria (die Sikkim-Malaria soll so gefährlich sein, daß man sie nie mehr los wird) nicht schreckte. Wir schluckten sehr viel Chinin und sind heil davongekommen.

Am nächsten Tag zogen wir zunächst zu Fuß durch herrlichen Wald mit üppigster Tropenvegetation. Uns umschwirrten unzählige Schmetterlinge in allen Farben und Schattierungen. Leider konnte ich mich nicht ungestört an ihnen freuen; denn ich hatte vom Zoologischen Institut in München den Auftrag, Käfer und Schmetterlinge zu sammeln. Was habe ich mir für Mühe gegeben, und wie wenig ist dabei herausgekommen! Mit meinem Schmetterlingsnetz tobte ich nun schwitzend hinter den Faltern her, aber es war ein seltener Glückszufall, wenn ich mal einen erwischte. Die Wege und die Jahreszeit waren ja auch denkbar ungeeignet für diese Jagd. Kippa half mir rührend dabei; er war entschieden geschickter als ich. Qualvoll war für mich das Käfersammeln. In Pangpema, wo ich Zeit gehabt hätte, gab es gar keine Insekten. Die fand ich erst

am Gletschersee. Von dort an sammelte ich eifrig, aber zu meinem Leidwesen waren es fast nur bekannte Arten, die ich erbeutete. Und dann sollte ich die Tiere doch mit Alkohol töten! Zuerst ging das ganz schnell und schmerzlos, später aber wollten und wollten die Tiere nicht sterben. Es war mir so schrecklich, daß ich am liebsten die ganze Sammlerei aufgegeben hätte. Da erzählte mir Kippa, er hätte Wasser in die Alkoholflaschen getan, und das erklärte mir manches.

Nachdem wir bis nachmittags marschiert waren und vorschriftsmäßig wieder gänzlich eingeregnet waren, trafen wir die Pferde des Maharaja von Sikkim, die dieser uns liebenswürdigerweise entgegengeschickt hatte. Stolz rückten wir am Abend in Gangtok, der Hauptstadt von Sikkim, ein. Dort in dem schönen Bungalow wurden wir vom Sekretär des Maharaja, Mr. Dudley, empfangen, der uns eine Einladung zur Audienz am nächsten Morgen und zum Diner am Abend überbrachte. Außerdem hatte uns der Maharaja zum Empfang die schönsten Obstkonserven geschickt, und als Mr. Dudley und seine liebenswürdige Gattin uns auch noch frisches Brot und eine Flasche Whisky sandten, herrschte ausgelassene Stimmung. Die Herren vertilgten Unmassen von Kompott, aber während Dr. Richter träumerisch verzückt seine Pfirsiche verzehrte, sagte er plötzlich angsterfüllt: „Gibt es denn hier einen Sweeper?" Und wir lachten Tränen über diesen genialen Gedankensprung.

Wir freuten uns natürlich sehr über die Einladung zum Diner bei Sr. Hoheit dem Maharaja und über die Ehre, die uns dadurch zuteil wurde, waren aber doch etwas beklommen, wenn wir an unsere Garderobe dachten. Wir sahen wirklich mehr als ruppig aus, und Reservesachen hatten wir natürlich nicht mit. Ich entwickelte bald eine fieberhafte Tätigkeit; denn die Anzüge, vor allem die Hosenböden, bedurften dringend der Flickarbeit. Weiche Kragen hatten die Herren mit, aber woher die absolut notwendigen Krawatten nehmen? In Gangtok gibt es keine eleganten Herrenläden. Nach scharfem Nachdenken brachte ich meine Pyjamabänder, und es war ein erhebender Anblick, die Herren mit rosa, hellblauen und hellgrünen Krawatten zur Audienz gehen zu sehen. Ich selbst ging früh ruhig in meinem Tourenanzug mit langen Hosen, aber zum Diner

schien es mir doch nicht ganz das Richtige zu sein. Mrs. Dudley borgte mir ein Tenniskleid, dazu trug ich meine alten zerrissenen Standlagerschlafschuhe und kam mir am Abend einfach fürstlich vor. Das Diner verlief sehr angeregt, der Maharaja führte mich zu Tisch und plauderte sehr nett und harmlos vergnügt. Das Essen war ausgezeichnet, beste internationale Küche, dazu Wein und Champagner, — es war wie im Märchen. Nach dem Essen gingen wir in den Salon zurück. Vor mir Arm in Arm torkelten ausgelassen Smythe und Richter. Ich puffte Smythe aus Ulk in den Rücken, aber er verstand keinen Spaß, drehte sich um und stöhnte: „I am sick (ich bin krank)!" Ein Blick in das grünbleiche Gesicht, und ich wußte Bescheid! Mit raschem Griff öffnete ich eine kleine Tür, die mir für solche Fälle geeignet schien, aber o weh, es war die Vorratskammer! Also geleitete ich Smythe so rasch wie möglich in den Garten, von wo er nach einer Viertelstunde erfrischt wiederkam. Leider setzte er sich in dem großen Salon ganz weit von uns entfernt einsam in einen Sessel. Wir plauderten angeregt alle zusammen, plötzlich sah ich Smythe wieder grünlich werden, sprang wie von der Tarantel gestochen auf und sagte: „Ich glaube, Mr. Smythe ist nicht ganz wohl; es ist wohl auch Zeit aufzubrechen!" Bei dem allgemeinen Aufbruch konnte Smythe unbemerkt in den Garten entkommen, und später gestand er mir, er würde mir diese Geistesgegenwart noch auf dem Totenbett danken; denn er hatte sich gerade überlegt, auf welches Muster des schönen grauen Teppichs — —. Na ja, er hatte ein Glas des guten Champagners nach dem andern getrunken, und das war nach den langen Monaten der fast völligen Abstinenz ein gefährliches Wagnis. Nach dem Essen fühlte er sich schon elend, hatte den Doktor untergefaßt und ihm „I am sick (ich bin krank)!" zugeflüstert. Richter, dessen englische Kenntnisse noch immer nicht ganz auf der Höhe waren, hatte aber verstanden: „I am thick (ich bin dick)!" und war ungerührt und vergnügt mit ihm weiter gezogen. Auf dem Heimweg haben wir noch stundenlang gelacht; denn auch der Sekretär war in seliger Stimmung, und Smythe und er torkelten zusammen so, daß ich immer fürchtete, sie würden die Böschung hinunterfallen.

Am nächsten Morgen ging es zunächst zu Fuß fünf Kilo-

meter hinunter, dann sollten wir Pferde bekommen. Sonst hatte Kippa mir immer ein Pferd ausgesucht, d. h. mit sicherem Griff den ältesten und schwächsten Gaul für Memsahb angebracht. Diesmal war er aber zurückgeblieben. Die Herren suchten sich liebenswürdigerweise ihre Pferde aus, Duvanel, Richter und Smythe ritten voran, Wood und ich mußten auf die anderen Pferde warten. Als diese bei uns anlangten, nahm Wood einen recht feurig aussehenden Schimmel, und für mich blieb ein zweiter, auch recht lebhaft aussehender übrig, den ich mit äußerstem Mißtrauen bestieg, d. h. besteigen wollte; denn kaum hatte ich einen Fuß im Bügel, so setzte sich das Biest in Bewegung, um in vollem Galopp dem vor mir herrasenden Wood nachzujagen. Mit größter Mühe gelang es mir, den anderen Bügel zu erwischen, aber noch heute ist es mir ein Rätsel, daß ich mir nicht das Genick gebrochen habe. Ich kann nämlich gar nicht reiten, d. h. als ganz junges Mädchen bin ich wohl geritten, aber natürlich nur auf zugerittenen Pferden und im Damensattel. Was man also im Herrensattel mit einem durchgehenden Pferd machen sollte, war mir schleierhaft, — noch dazu auf diesen „Wegen". Rechts versuchte mich der Kerl an die Felswand zu drücken, dann sprengte er wieder ganz dicht links am Abgrund vorbei, durch Bäche, über Steinhaufen und Muren, und ich glaubte wirklich mein letztes Stündlein gekommen. Richter war sofort abgesprungen, rannte hinter mir her und rief immerfort: „Halt ihn doch fest, halt ihn doch fest!" Dieser gute Rat besserte meine Laune auch nicht wesentlich; denn ich hielt doch natürlich so fest wie möglich, — noch tagelang nachher spürte ich die Schmerzen im Arm. Aber wenn ich zu sehr anzog, versuchte das Vieh, mich in die Füße zu beißen, was mich auch nicht lockte. Endlich gelang es Wood, sich mit seinem Pferde mitten in den Weg stellend, uns aufzuhalten. Dann gab mir rührenderweise Richter sein zahmes Pferd, und so kam ich, allerdings eine Stunde später als die anderen, in Tsingtang an. Doktor Sahb hatte Abschürfungen an den Händen und gestand mir, daß das eingetauschte Pferd ein richtiger „Verbrecher" war, der ihn alten Reiter zweimal beinahe abgeworfen hätte. Ich war ihm wirklich von Herzen dankbar; denn mitten in meinem rasenden Galopp hatte ich immer gedacht: „Es wäre doch wirklich zu blöd, wenn ich mich

nach all den Strapazen und Gefahren am letzten Tag totfiele!"

In Tsingtang erwarteten uns Dixi-Autos aus Darjeeling, und es war unbeschreiblich schön, sich da hineinzusetzen und durch den wundervollen Tropenwald zu fahren. So habe ich wohl noch nie eine Autofahrt genossen. Spät abends kamen wir in Darjeeling an. Im Everesthotel war großer Ball in der Halle. Und wir kamen schäbig, abgerissen, schmutzig, in kniefreien Hosen, den sehr praktischen „shorts", welche die Engländer in den Tropen bevorzugen! Am liebsten wäre ich in den Boden versunken. Smythe umhüllte mich keusch mit seinem langen Gummimantel, ich sah aber nicht festlicher dadurch aus. Kaum traten wir ein, so erhoben sich alle von den Sitzen, klatschten bravo und umringten uns, um uns zu gratulieren. Ich sollte mich sofort umziehen und mittanzen, aber ich sehnte mich doch nach meinem Bett.

War das schön, nach einem heißen Bad in einem richtigen Bett zu liegen! Denn die Betten in den Bungalows, die uns schon herrlich erschienen waren, hatten doch nur aus Gestellen bestanden, auf die wir unsere Schlafsäcke legten. Als ich am nächsten Morgen aufstehen wollte, stellte sich leider heraus, daß die Schlüssel meiner in Darjeeling gebliebenen guten Koffer verloren waren und ich nichts anzuziehen hatte. Da am Sonntag kein Schlosser zu haben war, mußte ich einen Tag im Bett liegenbleiben. Aber es war sehr schön; ich habe diese Ruhe von Herzen genossen.

Und dann endlich mal wieder sich als Dame einkleiden! Ich kam mir direkt komisch dabei vor, aber es war ein entzückendes Gefühl, wieder Frau sein zu können, nicht nur gletschersalbenbeschmiertes, schneebrillenbewaffnetes Neutrum. Pudern konnte ich mich allerdings nicht; denn ich war einfach schwarz geworden, — so dunklen Puder gibt es sicher gar nicht.

Die Begeisterung über die Expedition war in Darjeeling groß. Wir wurden in allen Lebenslagen geknipst, um Autogramme bestürmt, und komischerweise war ich den Leuten noch viel interessanter als die Herren, die doch entschieden sehr viel mehr geleistet hatten. Die Leute sagten immer: „Daß Männer Expeditionen machen, ist ja sehr anerkennenswert, doch nicht außergewöhnlich. Aber daß eine Frau das mitmacht, das finden wir erstaunlich."

Im Lager Goma hatten wir verabredet, daß wir alle zusammen am 15. Juli von Bombay heimfahren wollten; die zweite Staffel sollte schon in den ersten Julitagen in Darjeeling eintreffen. Als ich am 23. Juni zufällig die Schiffsliste durchsah, merkte ich zu meinem Entsetzen, daß am 15. Juli überhaupt kein Dampfer ging, nur am 1. Juli und am 25. Juli. Zunächst konnte ich es noch gar nicht glauben, mein Vertrauen zu der Exaktheit von Bara Sahbs Angaben war zu groß. Ich fragte also telegraphisch in Bombay an und bekam erst am nächsten Tag Bescheid, daß wir nur am 1. oder 25. Juli fahren könnten. Was nun? Erst am 25. Juli zu fahren, erschien uns allen nicht sehr verlockend. Es hätte unnötig viel gekostet, wenn wir alle so lange in Darjeeling geblieben wären. Und zweitens waren wir doch im Monsun, es regnete dauernd, und der Aufenthalt war wirklich unerfreulich. Und drittens, — und das war natürlich mein Hauptgrund, — ich sehnte mich, so schnell wie möglich zu meinen Kindern zu kommen, jeder Tag war kostbar. Wir hatten uns so gefreut, alle zusammen heimfahren zu können, ich glaube, wir hätten das ganze Schiff vor Vergnügen auf den Kopf gestellt! Aber unter diesen Umständen war es eben nicht möglich. Wir schickten nur einen Runner nach Lachen, um den armen Bara Sahb darauf vorzubereiten, daß seine ungetreue Gattin inzwischen durchgebrannt war. Er soll beim Empfang dieser Nachricht schwer erschüttert gewesen sein, ich glaube aber, weniger aus Trennungsschmerz als aus Kummer darüber, daß ich nun nicht die Schlußpackerei machen würde. Natürlich hatte ich mir auch überlegt, daß es eigentlich meine Pflicht gewesen wäre, noch zu bleiben, aber ich sagte mir, die Hauptschwierigkeit beim Packen am Anfang waren doch die Nahrungsmittel gewesen. Diese waren nun restlos verbraucht, und ebenso fielen alle Ausrüstungsgegenstände fort, die wir den siebzig Trägern gegeben hatten. Der Rest konnte wirklich nicht mehr viel Mühe machen, noch dazu, da jetzt doch alles wahllos zusammengepackt werden konnte und nicht erst mühsam gewogen und in Listen eingetragen werden mußte. Ich muß auch offen gestehen: ich hatte genug von der ewigen Packerei. Vielleicht habe ich Fehler bei der Organisation gemacht (es war ja meine erste und hoffentlich auch letzte Expedition!), aber ich weiß nicht recht, wie ich es anders

hätte einrichten können. Es war mir ordentlich ein Trost, als ich in dem Bauerschen Buch „Im Kampf um den Himalaja" las, daß sie auch immer wieder umpacken oder, wie sie es dort nennen, magazinieren mußten. Die Engländer schlagen vor, man solle für die ganze Zeit für jeden Tag Lebensmittelkisten packen, — ein sicher sehr guter Gedanke. Aber dann muß man ein festes Standlager haben, von dem aus ein Berg angegriffen wird, und eine bestimmte Anzahl von Alpinisten, die immer zusammen sind. Wir hatten erstens siebenundvierzig Zeltlager, dann wurden zehn Berge angegriffen und neun erobert. Und zweitens gingen mal zwei, dann vier, dann wieder sechs Bergsteiger los und mußten verproviantiert werden. Unnötig viel kann man doch des Gewichtes wegen nicht mitgeben, also mußte ich immer wieder von neuem überlegen und einteilen.

Wenn ich manchmal dabei mißmutig wurde, so neckten mich die Sahbs mit dem Zeitungsartikel, der mit meinem Bilde zu Beginn der Expedition in Indien erschien: „Die am meisten beneidete Frau der Welt!" Also so beneidenswert fand ich mein Leben eigentlich nicht, obwohl es nach dem berühmten Bibelwort „köstlich" gewesen sein muß. Auch wurde mir immer unser lieber Freund Rickmers als leuchtendes Beispiel vorgehalten. Dem soll das Packen und Magazinieren direkt Spaß machen. Aber ob es ihm zwischen 5000 und 6000 Meter auch solche Freude gemacht hätte? Ich bin ja sonst auch ziemlich tätig und arbeite gern, aber dort oben mußte ich mich zu jedem Handgriff zwingen, schon ein Brief schien mir eine große Arbeit; außerdem litt ich die ganze Zeit unter starken Kopfschmerzen. Ich hätte mich bestimmt viel wohler gefühlt, wenn ich Hochtouren gemacht hätte und nicht immer nur „Etappenkommandant" gewesen wäre. Mein „großes Erlebnis" bestand eben leider zum großen Teil aus sehr langweiliger prosaischer Alltagsarbeit. Viel lieber hätte ich wissenschaftlich etwas geleistet und nach Hause gebracht. Aber das war eben nicht möglich wegen der kurzen Vorbereitungszeit, und außerdem hatte ich auf der Expedition dauernd sehr viel zu tun. Ich erwähnte ja schon den Auftrag von Dr. von Rosen, dem Leiter der Entomologischen Abteilung der Zoologischen Sammlung in München, Käfer und Schmetterlinge zu sammeln. Da ich vollkommener Laie auf diesem Gebiete bin, hätte ich natürlich

vorher richtige Anleitung haben müssen, aber dazu fehlte die Zeit. Auf dem Hinweg mußte ich froh sein, die Tagesmärsche durchzuhalten, — an Sammeln war nicht zu denken. In Pangpema war es wie ausgestorben, kein Insekt oder Käfer weit und breit. Erst am Gletschersee, der sogar 5400 Meter (also 300 Meter höher als Pangpema) lag, fand ich die ersten Insekten. Beim Abmarsch durch Sikkim sammelte ich eifrig, aber bei solch einem Marsch im Monsun, jeden Abend durchnäßt in ein anderes Lager kommend, ist man auch nicht fähig zu beschaulicher Sammlertätigkeit. So mußte ich leider Dr. von Rosen sehr enttäuschen, der in meiner Ausbeute nur zwei neue Arten von Käfern fand.

Für Herrn Dr. Sellnik in Königsberg sammelte ich Moose, die ich zerzupfen und durch ein Sieb schütteln mußte. Das zerzupfte Material wurde in Blechdosen verpackt. Obwohl ich immer darüber wachte, haben die Träger mindestens die Hälfte der Dosen als überflüssig fortgeworfen. Immerhin konnte Herr Dr. Sellnik sechs verschiedene Arten von Hornmilben in diesen Moosen entdecken. Es sind die ersten asiatischen Milben, die er erforschen konnte.

Botanisch habe ich auf dem Rückweg viel gesammelt; in Pangpema gab es ja keine Vegetation. Auch dabei war der Monsunregen ein großes Hindernis; denn wenn ich abends die nassen Pflanzen im Herbarium ordnete, hatte ich doch nie Zeit, sie sorgfältig zu trocknen und zu pressen. Ich übergab die Pflanzen dem Botanischen Institut in Berlin-Dahlem, und die botanischen sowie die zoologischen Resultate sollen im großen Expeditionsbuch veröffentlicht werden.

Auf Anregung des Landwirtschaftlichen Institutes in Leipzig brachte ich Gerste und Weizen aus dem höchst gelegenen Dorf Khunza (3500 Meter) mit. Es sollen in der Saatzuchtwirtschaft Griesing (Spören) Versuche für Wintergetreide damit gemacht werden. Leider war es mir nicht möglich, dort oben Hafer aufzutreiben; denn Pferde gibt es nicht, der Yak vertritt die Stelle des Pferdes und des Zugochsen.

Zu Hause und auf dem Schiff hatte ich eifrig hindustanisch gelernt, da ich gehört hatte, daß das die in Indien übliche Verkehrssprache sei. Ich hatte sogar mit großer Mühe aus drei verschiedenen Büchern ein neunzehnhundert Wörter starkes Hindustani-Deutsch- und Deutsch-Hindu-

stani-Wörterbuch zusammengestellt. Auf der Reise durch Indien war mir das Hindustani auch recht wertvoll, aber als ich in Darjeeling ankam, merkte ich zu meinem Schmerz, daß mich niemand verstand; die Bergvölker sprechen entweder nepalisch oder tibetanisch. Das war ein harter Schlag; denn diese Sprachen haben wenig Gemeinsames. So sehr ich mir auch Mühe gab, — Nepali konnte ich nicht mehr richtig lernen. Natürlich eignete ich mir einen gewissen Wortschatz an, und mit Hauptwort und Verb im Imperativ kam ich ganz gut durch. Mit Hilfe von Dr. Richters rechter Hand Jigmay Tschering, der Einfachheit halber von uns Glyzerin oder Lazarettgehilfe Neumann genannt, stellte ich ein neunhundert Wörter starkes Nepalilexikon zusammen. Das war sehr mühsam und langweilig. Denn wenn Glyzerin auch Pigeon-englisch verstand und Konkreta ganz gut übersetzen konnte, so bereiteten doch alle Abstrakta begreiflicherweise einige Schwierigkeiten. Und wer uns nichtsahnend beobachtet hat, hätte mich für eine verrückt gewordene Schauspielerin mit Veitstanz halten können. Ich mußte Glyzerin doch manchmal ganze Szenen vorspielen, ehe er merkte, was ich eigentlich ausdrücken wollte. Schade um die viele Arbeit; denn natürlich ist in Deutschland wenig Interesse für dieses Lexikon, aber für jeden, der in den Gebirgsorten Indiens reist, wäre es sehr nützlich.

Als ich nach den drei Expeditionsmonaten genug hatte und energisch nach Hause verlangte, wurde ich schwer beschimpft. Frau Visser ginge jahrelang auf Expeditionen und fühle sich glücklich dabei. Ich möchte an dieser Stelle meinen Vorgängerinnen im Himalaja, Mrs. Bullock Workmann und Frau Visser, meine größte Hochachtung und Bewunderung aussprechen. Mrs. Bullock Workmann, die leider inzwischen verstorben ist, hat immer wieder Expeditionen in den West-Himalaja und den Karakorum gemacht und ist dabei sogar viel höher gekommen als ich. Und Frau Visser hat ihren Mann schon auf mehreren Expeditionen begleitet und dabei botanisch sehr viel Interessantes gesammelt.

Wenn ich also nicht so viel geleistet habe wie diese beiden tapferen Frauen, so möchte ich zwei Entschuldigungsgründe dafür angeben:

1. Ich habe eben drei Kinder und sehe meine Lebens-

aufgabe darin, sie zu möglichst brauchbaren Menschen zu erziehen. Expeditionsfrau war ich nur im Nebenberuf.

2. Ich armes Hascherl ging ja nicht mit Führern, sondern mit Bergsteigern der Extraklasse. Wer einmal zum Vergleich Hochtouren mit Führern und dann mit Führerlosen gemacht hat, wird mich verstehen. Ich bin fast niemals mit Führern gegangen, sondern meist mit meinem Mann, und alle Führertouren kamen mir dagegen wie Spaziergänge vor. Nicht etwa, daß mein Mann schlechter oder unsicherer ginge, im Gegenteil! Aber der Führer ist doch immer besorgt um seinen Touristen, sieht zu, die leichteste und kürzeste Route zu machen, schlägt sofort Badewannen als Stufen, damit man nur ganz bequem gehen kann, und ist eine Stelle etwas schwer, so zieht er eben am Seil, und schon ist man oben. „Und der Winkler wird erstrebt, einer zieht, der andre hebt." Ganz anders mein Mann! Als ich frisch verheiratet, achtzehn Jahre alt, nach Zermatt kam und noch nie eine richtige Hochtour gemacht hatte, wurde als „leichte Trainingstour" das Weißhorn angegangen, — ein anderes Jahr „zum Einlaufen" eine siebenundzwanzigstündige Tour über sämtliche zehn Gipfel der südlichen Ortlergruppe. Mindestens wurde aber bei jeder Tour nicht die leichteste, sondern die interessanteste Route gewählt. Große Stufen gab es natürlich auch nicht, ich sollte mich doch in Steigeisentechnik üben. Aber dabei hatte mein Mann kein Glück; denn ich bin hoffnungslos unbegabt auf Eis, außerdem bin ich, wie bereits erwähnt, nicht schwindelfrei. Es machte mir also großen Eindruck, als ich das erste Mal mit ihm auf einem ganz scharfen Eisgrat von der Vorderen zur Hinteren Zufallspitze ging und er mir beruhigend sagte: „Nur zu deiner theoretischen Belehrung: sollte ich z. B. auf der rechten Seite des Grates abstürzen, dann mußt du natürlich sofort links hinunterspringen!" Wieviel nervenberuhigender ist da doch die Art der Führer, den Touristen an ganz kurzer Strippe zu halten! Es ist zwar sinnlos; denn im Ernstfalle liegen beide gleich einige hundert Meter tiefer, aber man kommt nicht erst auf dumme Gedanken. —

Als wir beschlossen hatten, schon am 1. Juli von Bombay abzufahren, gab es natürlich noch einen Berg von Arbeit zu erledigen. Dazu regnete es Einladungen, und wir haben reizende Stunden mit unseren Freunden in Darjeeling ver-

bracht. Wir waren mit Colonel Tobin, unserem aufopferungsvollen Transportleiter, und seiner Gattin zusammen und besuchten Mr. Kydd, der sein Amt, die Expedition mit der Außenwelt zu verbinden, ausgezeichnet versehen hatte. Er hatte immer die Runner mit der Post ins Standlager geschickt und die von uns nach Darjeeling gesandte Post weiterbefördert. Dann waren wir zum Diner beim Deutschen Konsul Graf Bassewitz eingeladen und am letzten Mittag noch zum Lunch beim Gouverneur von Bengalen. Diese Einladung war auch wieder mit Schwierigkeiten verbunden. Im letzten Moment sagte mir Graf Bassewitz, zum Lunch müßten alle Damen im Hut gehen. Ich hatte aber nur einen schmutzigen, ganz durchweichten Topi (Tropenhelm), den ich unmöglich tragen konnte. Liebenswürdigerweise lieh mir Gräfin Henkel, die Schwester von Graf Bassewitz, ihren Hut. Er war braun, und mein schwarzes Gesicht darunter sah einfach verboten aus; außerdem habe ich einen sehr kleinen Kopf, der Hut fiel mir bis auf die Nase, aber ich wagte doch nicht, gegen die Etikette zu verstoßen. Um halb eins waren wir glücklich mit Packen fertig, um eins waren wir zum Lunch geladen, und um zwei ging unser Zug. Da es keine Autos am Everesthotel gibt, mußten wir einen zwanzig Minuten langen Dauerlauf in größter Glut bis zum Hause des Gouverneurs machen. Wenn ich nicht so trainiert gewesen wäre, wäre ich wohl zusammengebrochen. So kamen wir nur gänzlich durchschwitzt dort an, und mein nasses Seidenkleid muß einen erhebenden Anblick geboten haben, als ich, vom Gouverneur zu Tisch geführt, voran in den Saal gehen mußte. Den Hut hatte ich vorsichtshalber doch vorher abgenommen, er wäre mir sonst sicher in die Suppe gefallen.

Als wir wieder im Trab ins Everesthotel kamen, hörten wir, daß die Straße, die vorher für Autos gesperrt war, wieder freigegeben war und wir also mit Autos nach Siliguri hinunter fahren konnten. Die Fahrt war einfach entzückend; man hat dauernd die schönsten Blicke auf die Hügel und Berge und weit in die bengalische Tiefebene hinein.

Leider mußten wir nun von unserem lieben Wood Johnson Abschied nehmen. Es fiel uns allen schwer; denn wann werden wir uns wohl mal wiedersehen?

In der Nacht ging's nach Kalkutta, wo wir früh um

sieben von Konsul Eberl, Mr. Gourlay vom Himalayan Club und einer Schiffsbekanntschaft, Mr. Mousol, abgeholt wurden. Die eineinhalb Tage in Kalkutta vergingen bei reizender Gastfreundschaft wie im Flug. Mittags war ein Lunch uns zu Ehren im Rotary Club. Mr. Smythe hielt einen kleinen Vortrag, und als er geendet hatte, verkündete plötzlich der Vorsitzende: „Jetzt wird uns Frau Dyhrenfurth auch einiges über die Expedition erzählen." Ich wurde puterrot und stotterte entsetzt: „Ich denke ja gar nicht daran!" Alle klatschten und sahen mich erwartungsvoll an, aber ich streikte. Unvorbereitet eine englische Rede zu halten und mich von allen anstaunen zu lassen, kam mir sehr viel schwerer vor, als den Jongsong La zu überschreiten. Abends waren wir zum Diner bei Herrn Mousol, wo es sehr ausgelassen zuging. So wurde es vier Uhr, bis einer der Herren Duvanel und mich im Auto nach Hause brachte. Bei unserem Hotel angelangt, wollte er durchaus Duvanel absetzen und mit mir noch einmal zum See fahren. Duvanel erklärte aber in aller Harmlosigkeit: „Die Memsahb ist jetzt sicher auch müde, aber Sie können uns ja morgen Nachmittag im Auto zur Bahn abholen." Diese Absage war übrigens ganz in meinem Sinne, nur daß ich nicht so harmlos war.

Nach einem sehr vergnügten Lunch mit vier Herren des Himalayan Clubs erreichten wir unseren Nachmittagszug mit Müh und Not. Die Nachtfahrt war ganz angenehm, im Monsun reist es sich merkwürdigerweise viel besser als sonst; denn der Schmutz und Staub ist nicht so arg. Früh stieg Mr. Hannah, der bei der Bengal—Nagpur Eisenbahn tätig ist, zu uns ein und fuhr bis zum Nachmittag mit uns. Wir freuten uns so, den lieben Kameraden wiederzusehen; nur leider war das Zusammensein zu kurz, und schon mußten wir wieder Abschied nehmen.

Am 30. Juni waren wir früh in Bombay, erledigten alle Formalitäten und gingen am 1. Juli an Bord der S. S. Cracovia des Lloyd Triestino.

Seit dem 15. Juni hatte der Monsun eingesetzt, und alle hatten uns die schrecklichsten Beschreibungen von unserer bevorstehenden Seefahrt gemacht. Schön war es ja auch nicht. Wir hatten gerade noch Zeit, etwas zu Mittag zu essen, dann verzogen wir uns alle schnell in unsere Kabinen. Sechs Tage lang habe ich flach im Bett gelegen und

nicht gewagt, den Kopf zu heben; das hätte bestimmt zur Katastrophe geführt. So hielt ich mich aber, ohne Poseidon zu opfern. Ich bedauerte nur immer, nicht auf Deck zu können, um das Wasser zu sehen. Diese haushohen Wellen müssen ja ein wunderbarer Anblick gewesen sein, aber selbst Duvanel fühlte sich nicht kräftig genug, um bei diesem Wetter zu filmen. Sechs Tage lang wurde das Schiff hin- und hergeworfen. Meist hatte man das Gefühl, als läge der Kopf unten, die Beine aber hoch an der Decke. Dazwischen rollte es lieblich von rechts nach links, und die heraustauchende Schraube machte Trillerbewegungen, die man angenehm im Zwerchfell spürte. Nein, ein Genuß ist der Indische Ozean im Monsun nicht; aber ich benutzte wenigstens meine unfreiwillige Haft, um mit der Cameriera und dem Cameriere italienisch zu sprechen. Endlich nach sechs Tagen trafen wir uns alle auf Deck, etwas bleich und mitgenommen aussehend, aber doch fidel. Und was haben wir gelacht auf dieser Fahrt! Wir vier saßen in der Mitte des Speisesaals und waren die ersten, die kamen, und die letzten, die aufstanden; es schmeckte uns einfach wunderbar. Ich hätte mich zwar gern auf dieser Fahrt etwas erholt und allein im Liegestuhl vor mich hingeträumt. Aber das war ausgeschlossen, wir waren viel zu bekannt und zu interessant, jeder wollte mit uns sprechen und uns über die Expedition ausfragen. Unterwegs war ich meinem strengen Vorsatz treugeblieben, mit keinem meiner zehn Männer zu flirten. Das war kein großes Verdienst meinerseits; denn sex appeal fiel da oben „wegen Nebel" aus. Ich hatte also immer erklärt, ich würde unbedingt in Darjeeling einen netten kleinen Flirt anfangen zur Belohnung für meine Bravheit. Aber in Darjeeling bei all der Hetzjagd kam ich nicht dazu, und hier auf dem Schiff hatte es auch seine Schwierigkeiten. Saß ich irgendwo mit irgendwem in angeregter Plauderei, so konnte ich sicher sein, daß uns jemand störte, saudumme Fragen über die Expedition an mich richtete oder um ein Autogramm bat. Trotzdem hab ich mich sehr gut amüsiert und mich halbtot getanzt. Auch meine während der Seekrankheit aufgefrischten Sprachkenntnisse waren mir jetzt von großem Nutzen; die besten Tänzer waren nämlich die italienischen Offiziere.

Während des kurzen Aufenthaltes in Aden ging ich abends mit Smythe und einem jungen Engländer an Land.

Wir liefen wohl eine halbe Stunde am Strand entlang; dann bekamen die beiden Durst und wollten in ein Restaurant. Weit und breit keins zu sehen! Ein uns entgegenkommender Herr führte uns in eine Art Café, in dem vielleicht vierzig englische Herren in Uniform saßen und mich sehr erstaunt musterten. Dort tranken meine beiden Begleiter und der andere Herr ein Bier nach dem anderen und redeten mir vollkommen unverständliches Zeug zusammen. Allmählich wurde ich ungeduldig, sah auf die Uhr und fand, daß es höchste Zeit war, unser Schiff zu erreichen. Meine Ermahnungen nützten aber nichts, man sagte lachend, wir könnten ja auf das nächste Schiff warten. Ich bin sonst nicht ängstlich, aber in der Nacht allein durch Aden zu laufen, traute ich mir doch nicht zu; die herumhuschenden schwarzen Kerle sind zu unheimlich. Ich wurde also energisch, und endlich brach man auf. Wir mußten die ganze Strecke wieder im Dauerlauf zurücklegen und kamen im letzten Moment auf das Schiff. Als ich die Engländer nachher fragte, wo wir gewesen waren, sagten sie strahlend: „In einer Unteroffizierskneipe!", und die mir unverständliche Sprache war nur das ungebildete Sergeantenenglisch.

In Suez fuhren wir an Land und im Auto durch die Wüste nach Kairo. Ich bin sonst gar kein Museumsmensch, aber dieses Museum hat mich doch glühend interessiert. Staunend und bewundernd steht man vor den wundervoll erhaltenen, von höchster Kultur erzählenden Schätzen der Pharaonen.

Dann ging es zu den Pyramiden, und der obligate Kamelritt wurde auch uns nicht geschenkt. Als ich mich wie die anderen auf das Kamel setzen wollte, d. h. im Herrensitz, sagte mir der Treiber, er sähe, daß ich ausgezeichnet ritte, ich müsse deshalb beide Beine auf derselben Seite haben und das eine graziös um einen Holzpflock legen. Ich fand diese Stellung höchst unbequem, und als ich deshalb trotz meiner „hervorragenden reiterischen Begabung" lieber ebenso wie die anderen beide Füße in die Bügel stellen wollte, stellte sich heraus, daß mein zweiter Bügel fehlte. Der uns herumführende Dragoman, ein bildschöner junger Kerl, versuchte mit mir zu flirten, um ein gutes Trinkgeld zu bekommen. Als alle Tricks nichts halfen, spielte er seinen letzten Trumpf aus und malte mir in den glühendsten Farben das beliebte Zeltkamping aus; ich sollte mit

ihm einen Ausflug in die Wüste machen, und wir würden in Zelten schlafen. Da habe ich aber herzlich lachen müssen, — und noch mehr über sein entsetztes Gesicht, als ich ihm erklärte, daß mein Bedarf an Zeltnächten für Jahre hinaus gedeckt wäre.

In Venedig gingen wir an Land. Dr. Richter fuhr nach Florenz, Smythe nach England, und ich fuhr mit Duvanel gen Zürich. In Mailand bat ich ihn, Schlafwagenplätze zu besorgen. Als der Zug abfuhr, stellte sich zu meinem Schrecken heraus, daß er, an indische Bahnen gewöhnt, ein Schlafwagenabteil für uns beide zusammen genommen hatte. Ich bat ihn also dringend, die Plätze umzutauschen. Da war er richtig gekränkt. Ob ich ihn denn so schlecht einschätzte, wir wären doch durch Indien dauernd Schlafwagen zusammen gefahren usw.! Nur mit größter Mühe gelang es mir, ihn zu überreden. Mein Hauptargument waren die Reporter, die überall auf uns lauerten und sich doch entschieden gewundert hätten, wenn wir aus gemeinsamem Schlafkupee aufgetaucht wären. Ich hätte zwar mit bestem Gewissen erzählen können: „Ich bin gar keine Frau mehr, seit der Expedition bin ich nur noch Neutrum!" Nur — geglaubt hätte es keiner.

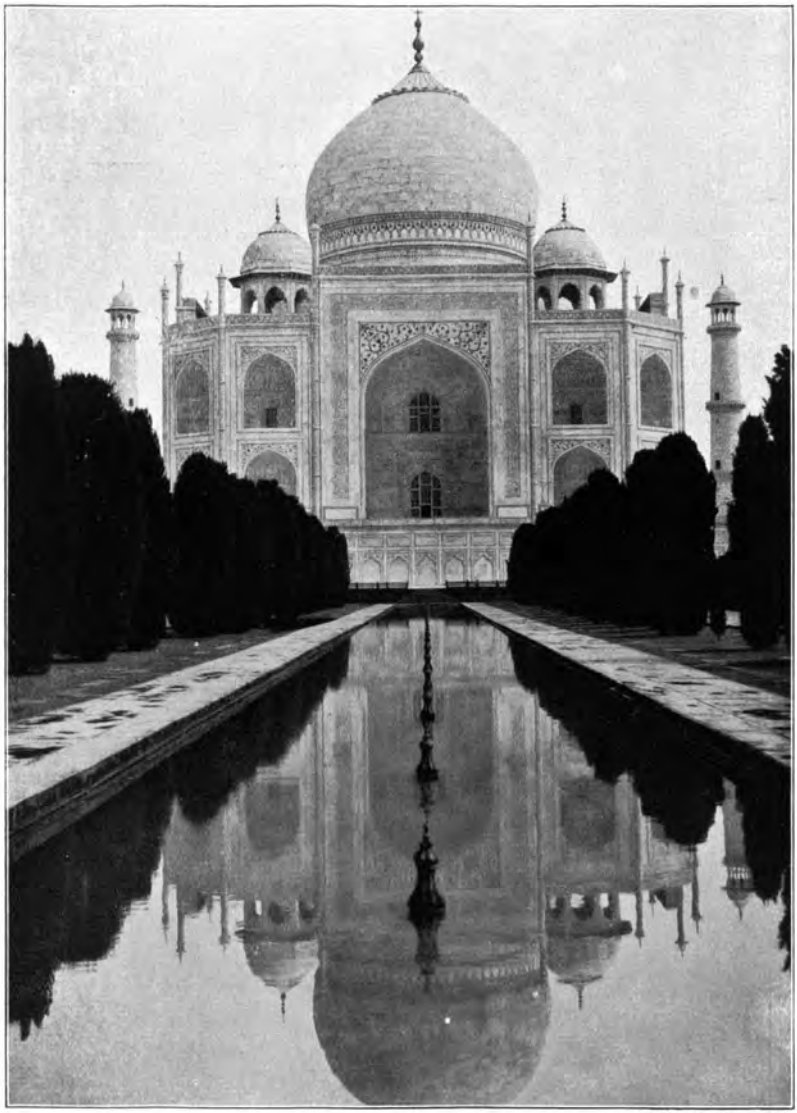
Schlafen konnte ich nicht in dieser letzten Nacht; viel zu aufgeregt war ich vor lauter Freude und voll Dankbarkeit, daß ich alles gut überstanden hatte und wieder nach Hause zurückkehren durfte. Denn vor der Expedition hatte ich deutlich das Empfinden gehabt, daß ich verunglücken und nie mehr nach Hause zurückkommen würde. Diese Vorstellung verließ mich nie während der ganzen Expedition, immer wieder, wenn ich in Gefahr kam, dachte ich nur: Also jetzt! Sogar noch während der Autofahrt Darjeeling—Siliguri war ich nervös. Und dann mit einem Schlage wich diese Angst von mir. Also glücklicherweise treffen nicht alle bösen Ahnungen ein!

Früh um sieben Uhr Ankunft in Zürich! Und als ich endlich wieder zu Hause bei meinen Kindern war, da hielt ich mich wirklich für

„die am meisten beneidete Frau der Welt".

Phot. Weller, Berlin

6 Dyhrenfurth, Memsahb im Himalaja

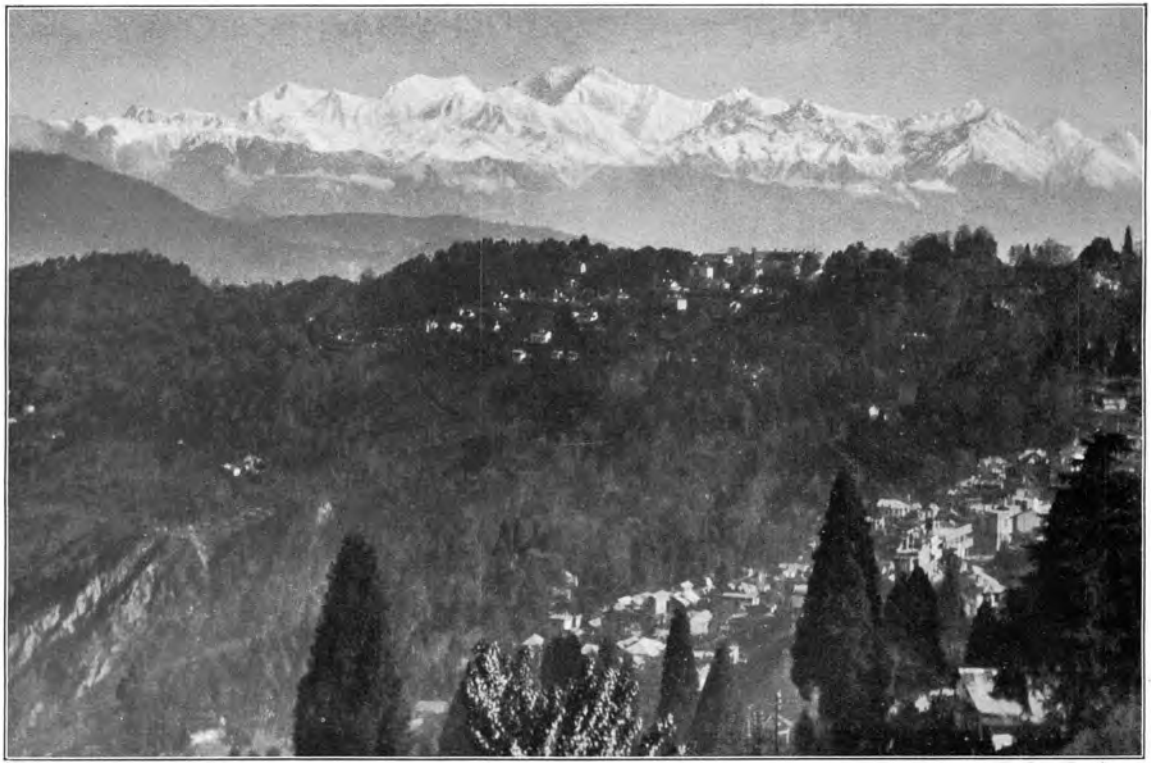


(Phot. Dyhrenfurth)

Taj-Mahal, das marmorne Grabmal einer großen Liebe, 1648 von Schah Jehan dem Andenken seiner verstorbenen Gattin geweiht, gilt als eines der schönsten Bauwerke der Erde.

(Phot. Dyhrenfurth)

Um das Leben und Treiben der Hindupilger im Ganges, dem heiligen Strom, in Muße beobachten zu können, läßt man sich in behaglichen Hausbooten an Benares vorbeirudern.



(Phot. Dyhrenfurth)

60 km vom Kangchendzönga entfernt liegt in üppigstem Grün der Höhenkurort Darjeeling, in dem alljährlich vor und nach dem Monsun die ersten europäischen Kreise Indiens Erholung vom erschlaffenden Klima des Tieflandes suchen.

(Phot. Smythe)

In Höhe unseres Riesengebirgskammes schlängelt sich der schmale Pfad durch zehn Meter hohes Bambusdickicht, das abseits vom Wege jedes Durchkommen verwehrt.

(Phot. Hoerlin)

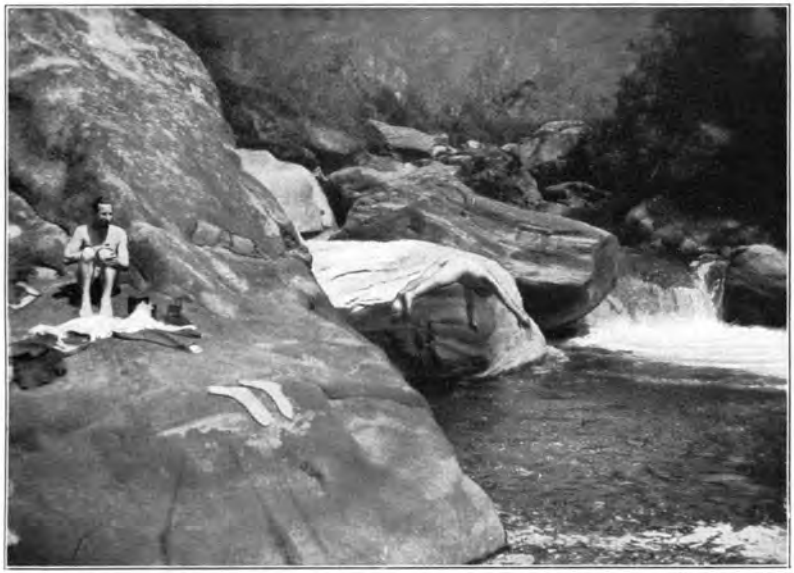
Zwischen den lianendurchflochtenen Baumriesen des Urwaldes bietet uns eine der wenigen und kleinen Lichtungen Raum zum Lagern; es müssen hier vor allem die von der regenfeuchten Luft durchnäßten Kleider zum Trocknen gebreitet werden.

(Phot. Hoerlin)

Im Lamakloster spielt zum Dämonentanz eine Kapelle von Mönchen ihre atonale, dem europäischen Ohr unverständliche Musik, die von alphornähnlichen Tubenklängen unterlegt ist.

(Phot. Hoerlin)

Den Dämonentanz führen Papagei-, Hirsch- und Phantasie-Masken, indem sie mit langsamen Bewegungen beginnen und dann, lebhafter werdend, zum unheimlichen Grotesktanz übergehen.



(Phot. Hoerlin)

„Leicht bekleidet“ mit Kopfsprung in das erquickende Naß, — das ist der höchste Genuß beim Marsch durch die heißen Täler von Sikkim.

(Phot. Smythe)

Dr. Richter, unser Expeditionsarzt, hat zu tun. Unsere eigene große Karawane, dazu noch die Dörfer, die wir passierten, sorgten dafür, daß er ärztlich nicht aus der Übung kam.

(Phot. Smythe)

Die beiden Sirdars (Träger-„Feldwebel"), unter deren unmittelbarem Befehl die Träger standen.

(Phot. Duvanel)

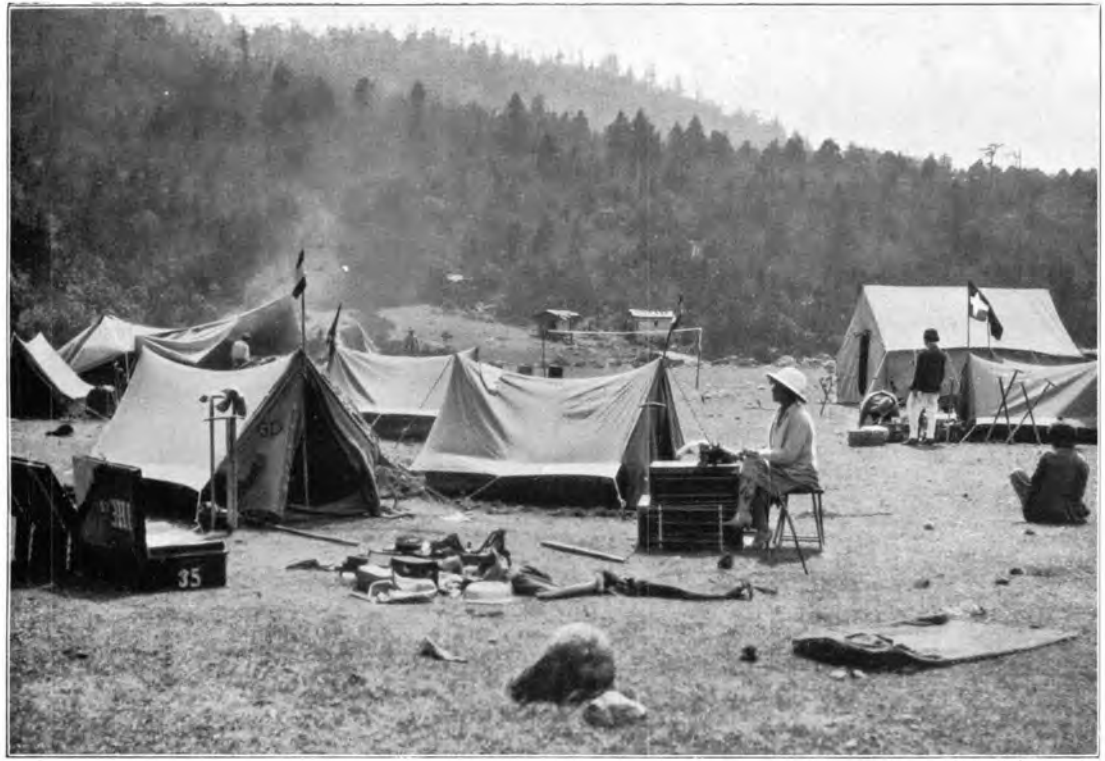
Der siebzehnjährige Kippa, Memsahbs „Lieblingssklave" genannt.

(Phot. Smythe)

Da unerwartet Neuschnee gefallen ist, können sich die schwerbeladenen Träger nur mühsam durch den Rhododendrongürtel über der Baumgrenze emporarbeiten.

(Phot. Kurz)

Wie eine schwarze Schlange zieht sich die Trägerkolonne vom Kang-La (Schneepaß) hinüber nach Nepal, der freien Schweiz des Himalaja.



(Phot. Dyhrenfurth)

Am Waldrand, wo das Wasser tibetanische Gebetsmühlen treibt, schlägt die Expedition für einen Rasttag ihre kleine Zeltstadt auf: das imposante Messezelt (rechts hinten) hat schon mehreren Himalaja-Expeditionen gedient.

(Phot. Wieland)

Mit andachtsvoller Scheu mustern Großmutter, Mutter und Kind einer tibetanischen Familie die Fremden.

(Phot. Hoernle)

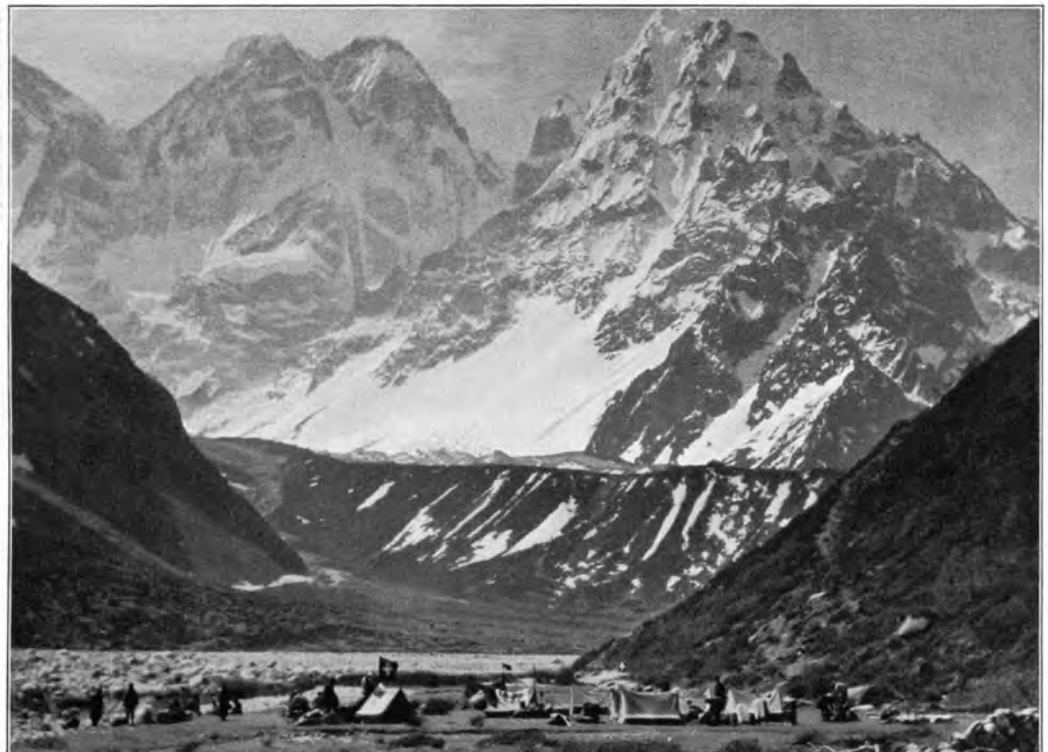
Nicht minder interessiert zeigen sich diese nepalischen Mädchen, die als Dorfschönheiten in Khunza in hohem Ansehen stehen.

(Phot. Schneider)

Trägerappell und Lastenverteilung in Khunza, der letzten Dauersiedlung.

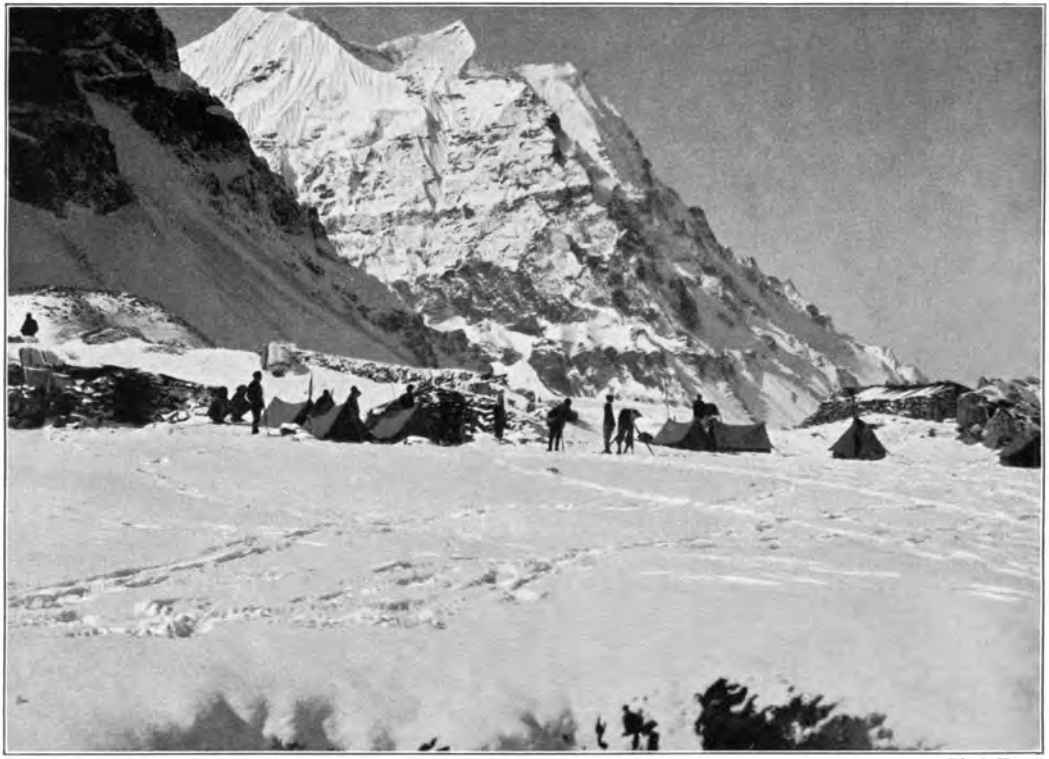
(Phot. Hoerlin)

In furchtbarer Schroffheit ragt unbezwungen der Jannu-Gipfel mit seinen 7711 Metern, dem Matterhorn ähnelnd, über die Wolken empor.



(Phot. Dyhrenfurth)

Zu Füßen einer „geologisch interessanten" Moräne (von 300 m Höhe) liegt das letzte nepalische Dorf, das nur während des Sommers bewohnt werden kann.

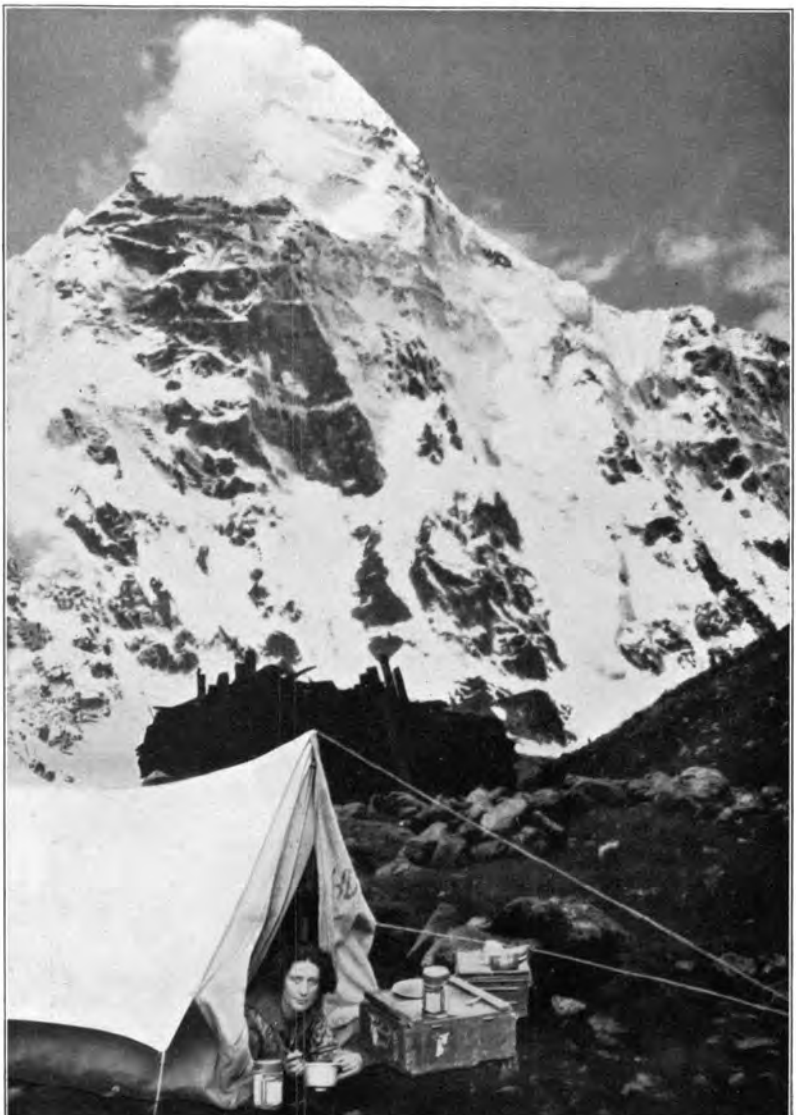


(Phot. Kurz)

Zum ersten Male zu Füßen eines 7000ers lagert die Expedition bei Lhonak, wo nächtlicher Neuschnee sie überrascht.

(Phot. Wieland)

Die vielgepriesene „Sommerfrische“ in Pangpema zu Füßen der kannelierten Firnwand ist mehr frisch als sommerlich mit ihren Schneestürmen bei 18° Kälte.



(Phot. Dyhrenfurth)

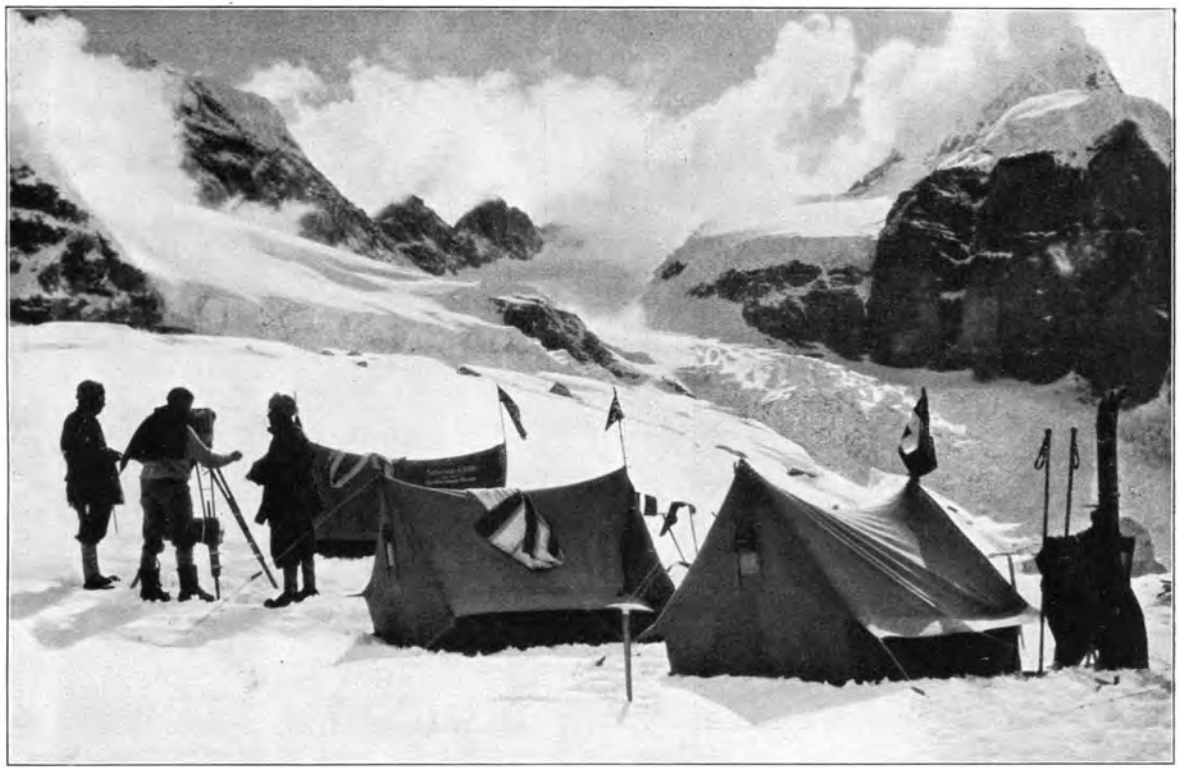
Über diesem „Salon“ Memsahbs ragt der Wedge-Peak (7200 m), wohl der formenschönste der Kangchendzönga-Gruppe.

(Phot. Hoerlin)

Überall im „Europäerviertel“ des Lagers stehen die großen Kisten mit Agfafilmen, die im kleinen Dunkelkammerzelt (ganz oben hinter dem Messezelt) entwickelt werden.

(Phot. Dyhrenfurth)

Bei 5600 m schlagen die Alpinisten ihr erstes Hochlager auf dem Kangchendzönga-Gletscher auf, der mit mächtigen Schuttmassen beladen ist.



(Phot. Dyhrenfurth)

Im Hochlager II (6000 m) filmt Duvanel über den Kangchendzönga-Gletscher hinweg den eroberten Ramthang-Peak (7105 m).

(Phot. Schneider)

Täglich müssen neue Lasten vom Standlager in die Hochlager geschickt werden.

(Phot. Dyhrenfurth)

In musterhafter Disziplin arbeiten die Männer des Standlagers unter ihrem weiblichen Kommandanten.

(Phot. Dyhrenfurth)

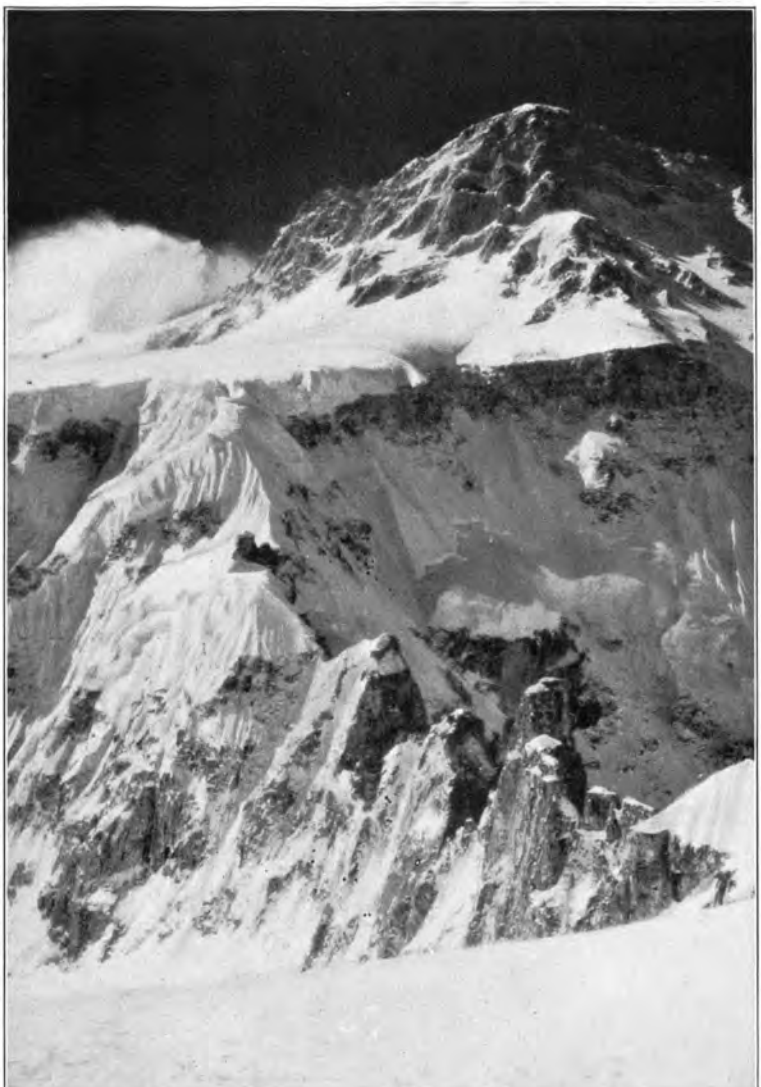
Fünf Tage rang die Expedition mit allen Mitteln moderner Eistechnik um die Bezwingung der 200 m hohen Eismauer (×) in der Nordwestflanke.

(Phot. Dyhrenfurth)

Ein Halt wird der Arbeit der Expedition geboten durch Eislawinen, die vom abbrechenden Hängegletscher niedergehen und Eiswolken von vielen 100 m Höhe (Bildmitte) aufwirbeln.

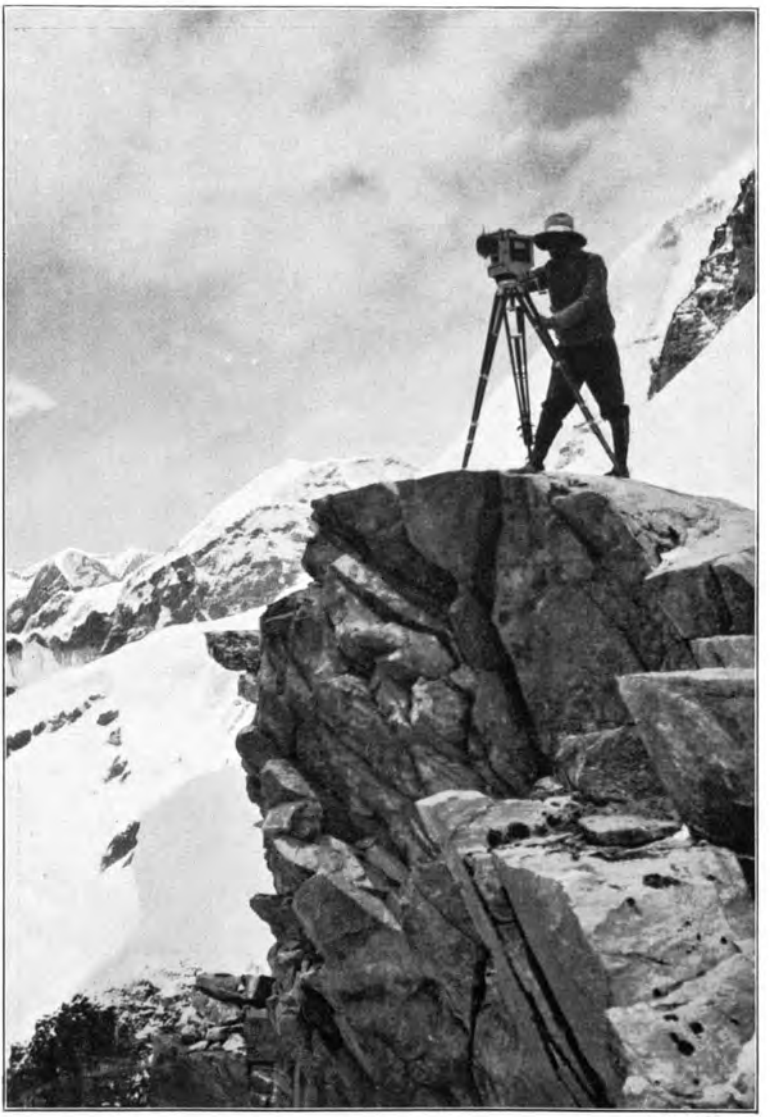
(Phot. Wieland)

Selbst nach dem Lawinenunglück nicht verzagend, sammeln sich die Alpinisten im Hochlager I, um von hier über den zerschründeten Gletscher einen neuen Vorstoß zum Gipfel zu versuchen.



(Phot. Wieland)

Über den Nordwestgrat wurde der ersehnte Gipfel erstrebt; aber allein der dritte Turm (vordere Bildmitte) ließ sich erst nach dreitägigem Mühen bezwingen.



(Phot. Wieland)

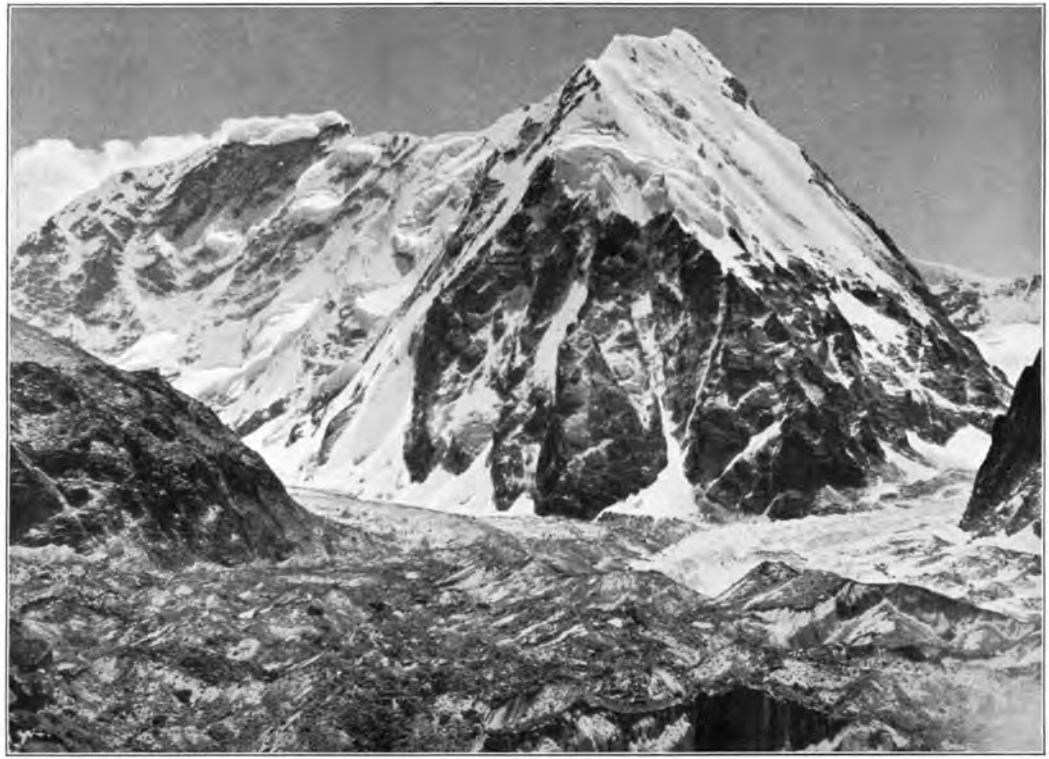
Für einen richtigen Kameramann gibt es keine gefährlichen, sondern nur interessante Situationen.

(Phot. Dyhrenfurth)

Der arme kranke Papillon.

(Phot. Kurz)

Im Standlager wird ein frohes Wiedersehen gefeiert und der neue Angriffsplan zur Besteigung des Jongsong-Peak entworfen.



(Phot. Hoerlin)

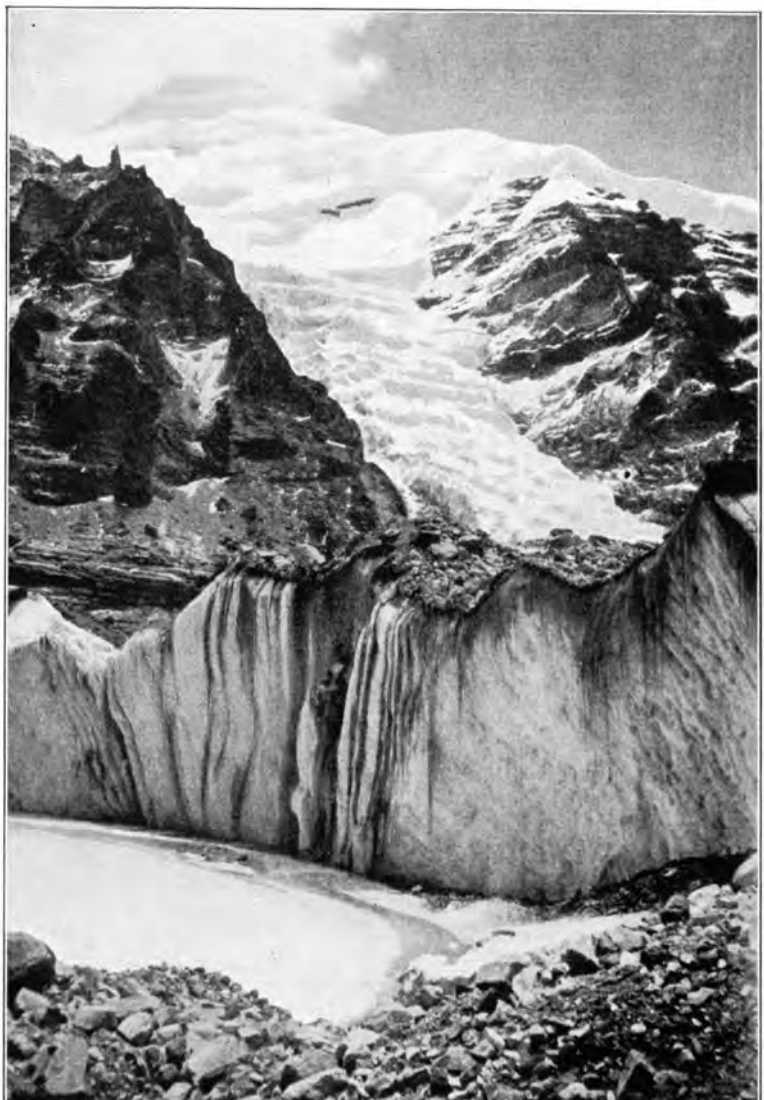
Der Nepal-Peak (7153 m) wurde von Schneider, dem Unermüdlichen, im Alleingang bezwungen, — eine einzig dastehende Leistung.

(Phot. Schneider)

Ein 7000er (im Hintergrunde rechts) zwischen Pangpema und dem Zemugletscher wurde von unseren Alpinisten „Jorasses“ getauft, weil er den Jorasses der Mont-Blanc-Gruppe (vom Mer de Glace aus gesehen) erstaunlich gleicht.

(Phot. Kurz)

In herrlicher Klarheit bietet sich den Augen der Scheidenden noch einmal der Kangchendzönga dar, dessen Hauptgipfel (ganz hinten links) mit seiner steilen Felspyramide bis zu 8603 m aufragt.



(Phot. Kurz)

Nahe am Steinschlaglager über dem kleinen Eissee liegt ein Hängegletscher, der von den Höhen des Tent-Peak (7200 m) herabstrebt.

(Phot. Kurz)

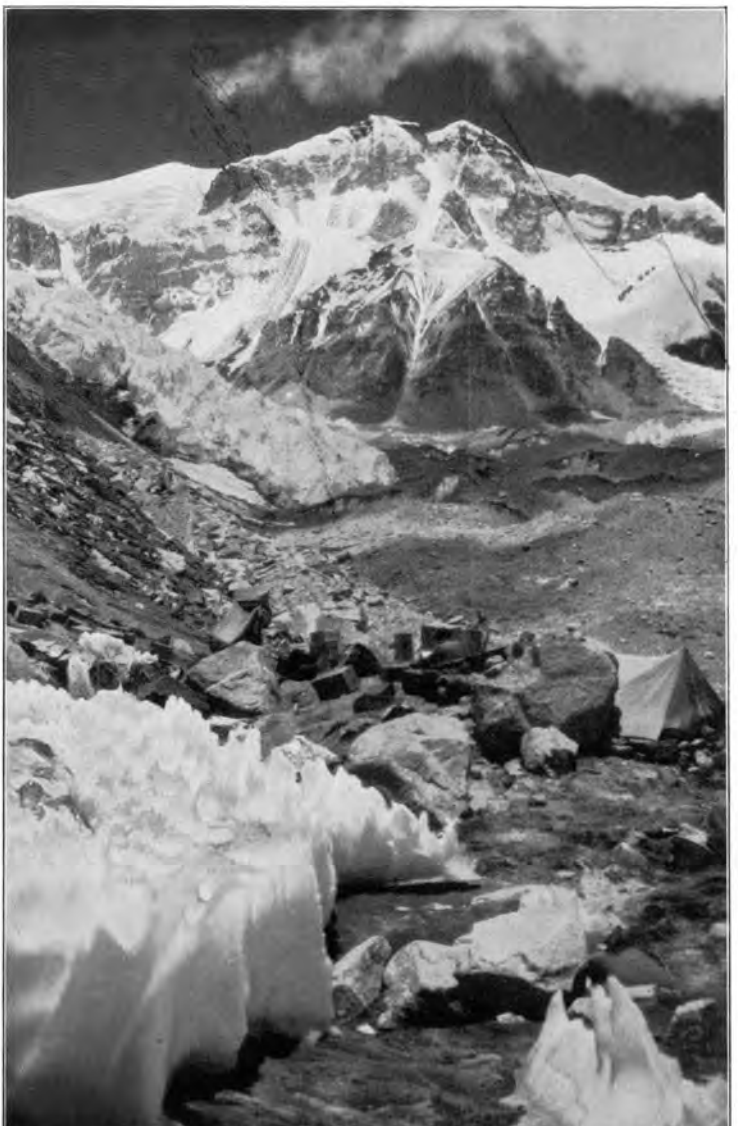
Memsahb sieht sich in der Times als meistbeneidete Frau gepriesen.

(Phot. Wieland)

Bara Sahb und Doktor Sahb bei einer Sauerstoffkur mit dem Draegerschen Höhenatmungsgerät.

(Phot, Smythe)

Auf Kanten und Kisten im Steinschlaglager.



(Phot. Wieland)

Memsahb ist allein im „Steinschlaglager“ zurückgeblieben und sitzt inmitten der Lasten, die noch über den Jongsong-La hinüberbefördert werden müssen. Ihr Zelt im Schutze eines größeren Blocks. Im Vordergrund „Büßerschnee“, im Hintergrund der Jongsong-Peak von Süden, also von der nepalischen Seite aus gesehen.

(Phot. Hoerlin)

Zu den Emblemen eines Nepali-Offiziers gehört scheinbar stets der Regenschirm.

(Phot. Kurz)

Noch lächelt der Bürgermeister von Khunza, noch ahnt er nicht sein Geschick (s. S. 39!).

(Phot. Wieland)

Über den zerrissenen Gletscher marschieren die Träger schwerbeladen zu einem neuen Hochlager.

(Phot. Hoerlin)

Steiler Abstieg vom Jongsong-La.

(Phot. Schneider)

Bara Sahb als Chef und Memsahb als Sekretärin.

(Phot. Kurz)

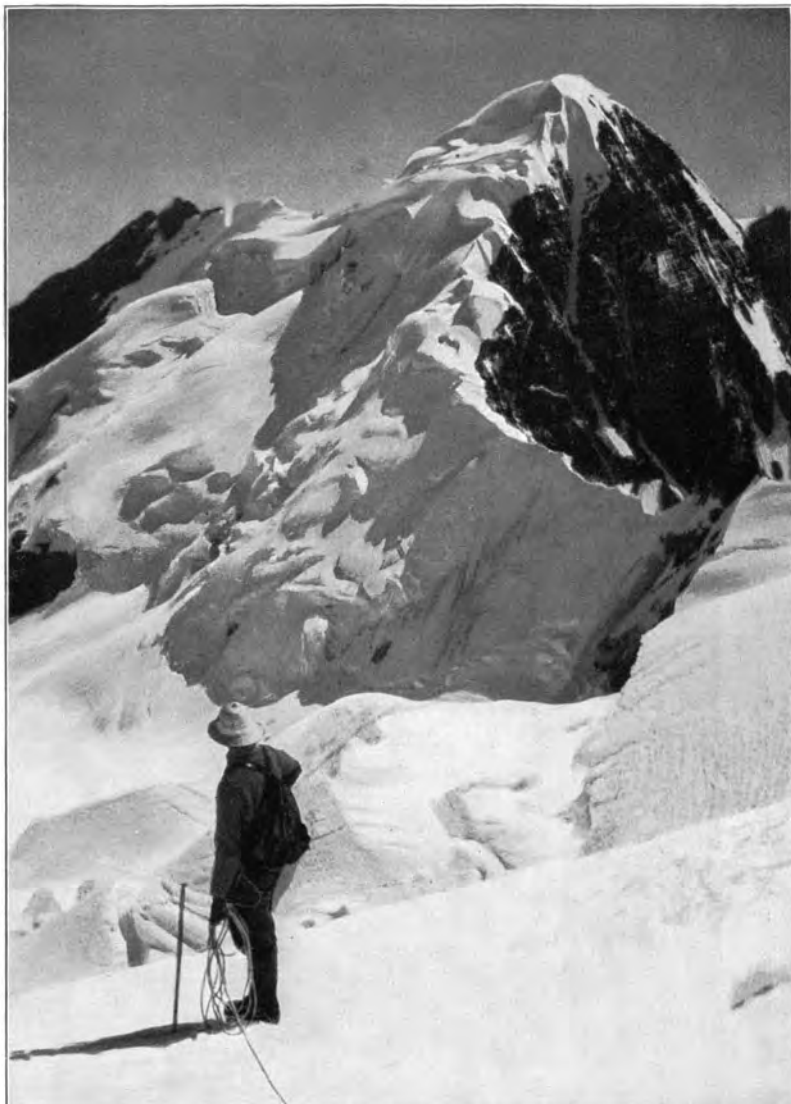
Malerisch am Jongsong-Gletscher liegt in 5450 m Höhe ein Eissee, den die Sonne nur wenige Wochen des Jahres offenzuhalten vermag.

(Phot. Hoerlin)

Der bezwungene Jongsong-Peak. Der Tiroler Adler und die Schwabenflagge auf dem Gipfel des Jongsong-Peak (7459 m).

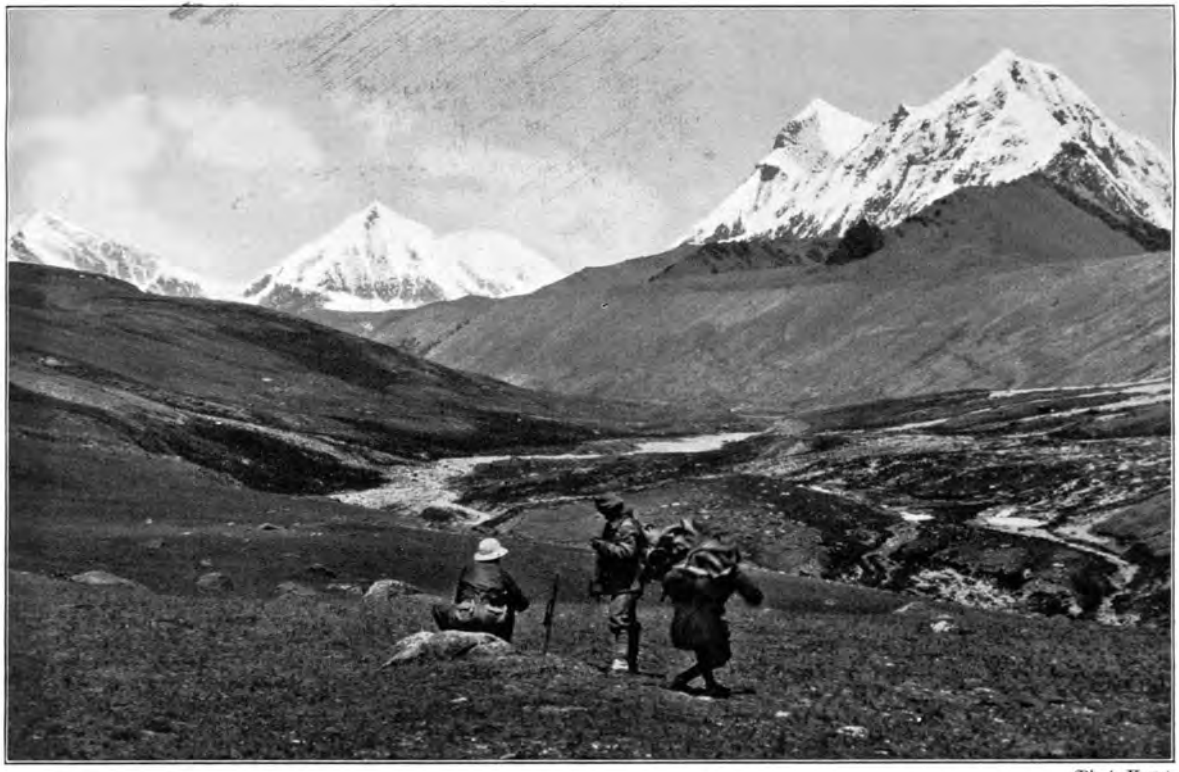
(Phot. Wieland)

Hoerlin und Schneider, die Bezwinger des Jongsong-Peak.



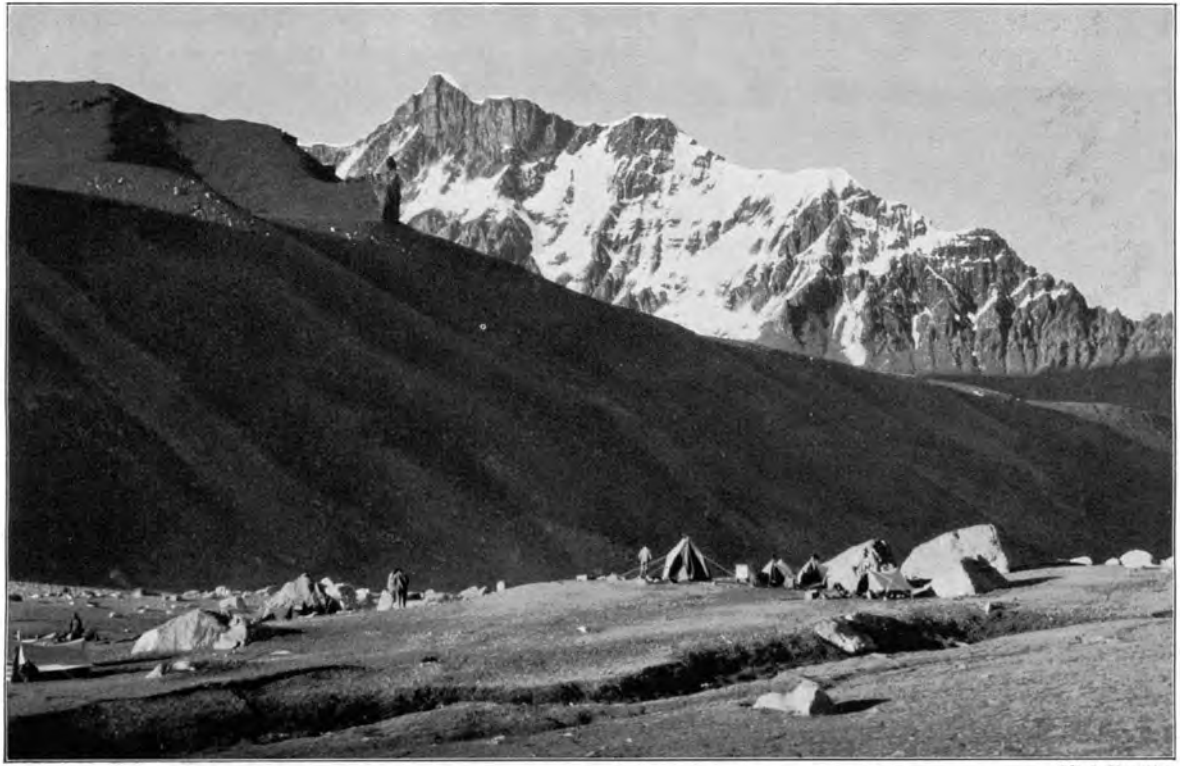
(Phot. Schneider)

Der Aufstieg zum Dodang Nyima-Peak (7200 m) an der tibetanischen Grenze gehört zu den schwersten Bergfahrten der Welt.



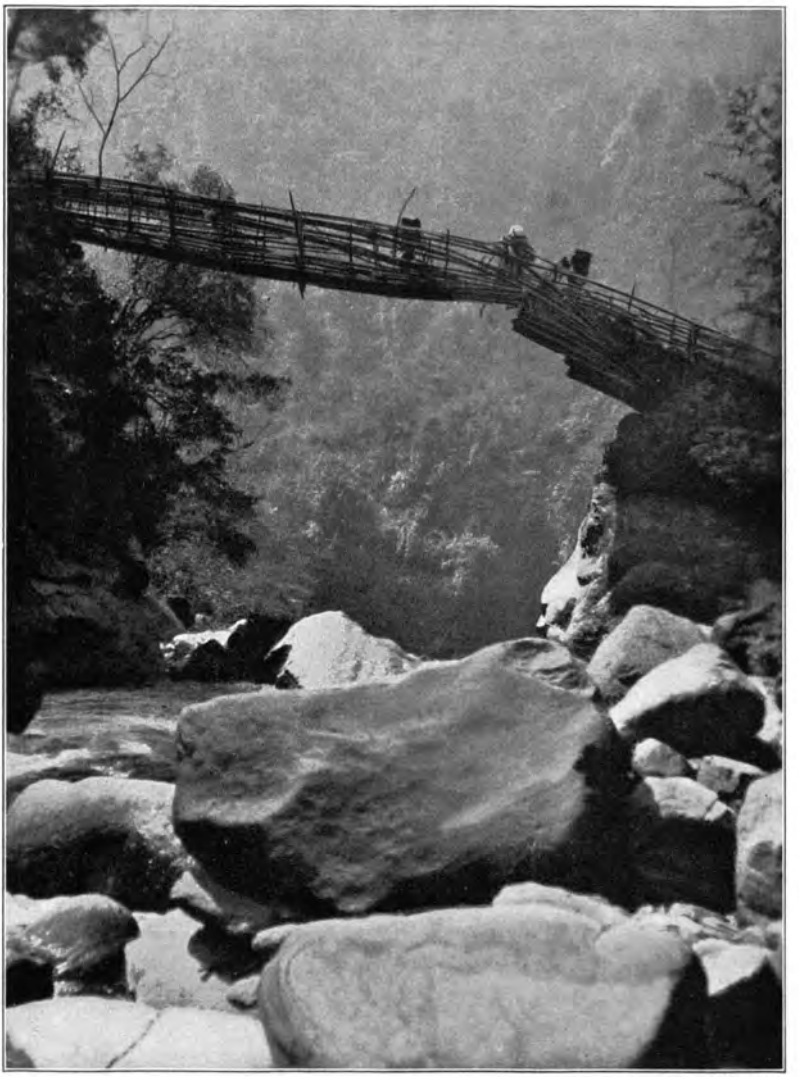
(Phot. Kurz)

Nach langen Wochen im Eis und Schnee des Hochgebirges endlich wieder die langentbehrten Matten und Blumen.



(Phot. Hoerlin)

Der geologisch interessante Hintergrund von Lager Goma (5060 m hoch) zeigt zur Linken eine riesige eiszeitliche Moräne und rechts dahinter Kalkgipfel. Die Expedition hat ergeben, daß der Himalaja ein ganz junges Gebirge ist.



(Phot. Hoerlin)

Beim Abmarsch geht es wieder über abenteuerliche Brücken durch die Schluchten von Sikkim.

(Phot. Wieland)

Reizvoll auf einer kleinen Anhöhe liegt Gangtok, die Residenz des Maharaja von Sikkim.

(Phot. Smythe)

Der Maharaja von Sikkim mit seiner Gemahlin, einer berühmten tibetanischen Schönheit.

Die Kerntruppe der Getreuen; von links nach rechts (stehend): Hoerlin, Schneider, Wieland, Smythe, Dyhrenfurth, Kurz, Wood-Johnson; (sitzend): Richter, Memsahb, Duvanel.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN